



VI. Die wichtigsten Charaktertypen - empirische Befunde

(von Arbeitskreis „Gesellschafts-Charakterforschung“)

1. Die wichtigsten Charakterorientierungen

Nachfolgend soll zunächst mit Hilfe einer tabellarischen Übersicht das Vorkommen und die Häufigkeit der dominanten Gesellschafts-Charakterorientierung dargestellt werden. Die Tabelle orientiert sich an den dominanten Charakterorientierungen, enthält aber auch die festgestellten Mischungen mit sekundären Charakterorientierungen, die Herkunft der Interviewten (Ost oder West, Großstadt, Kleinstadt oder Dorf) sowie deren Alter und Geschlecht. Da die Pilotstudie vor allem an der Korrelation zwischen dominanter Gesellschafts-Charakterorientierung und Herkunft der interviewten LehrerInnen aus Ost- oder Westdeutschland interessiert ist, zeigt die Tabelle jeweils die Charakterorientierungen in Korrelation zunächst zur ostdeutschen, dann zur westdeutschen Herkunft der interviewten LehrerInnen. Auf einen Blick zeigt sich folgende Verteilung:

Von den 15 ostdeutschen PrimarschullehrerInnen sind 12 dominant autoritär und je eine(r) hortend, narzisstisch und produktiv. Von den 15 westdeutschen PrimarschullehrerInnen haben fünf einen leicht narzisstischen, vier einen autoritären, vier einen Marketing-Orientierten, und je eine einen hortenden bzw. nekrophilen Gesellschafts-Charakter.

Andere mögliche Korrelation sollen wenigstens erwähnt werden, auch wenn ihre Erkenntnis in dieser qualitativen Feldforschung mit Hilfe von Tiefeninterviews nicht angestrebt wurde. Von den 16 dominant **autoritären** LehrerInnen kommen drei aus Dörfern (1 Ost, 2 West; insgesamt wohnen und arbeiten sieben der 30 Interviewten in Dörfern), fünf aus Kleinstädten (4 Ost, 1 West; insgesamt wohnen und arbeiten neun der dreißig Interviewten in Kleinstädten) und acht aus Großstädten (7 Ost und 1 West; insgesamt wohnen und arbeiten 14 der dreißig Interviewten in Großstädten). Die **hortenden** Charaktere kommen beide aus Kleinstädten.

Sämtliche vier **Marketing**-Charaktere leben in westdeutschen Großstädten. Bei den insgesamt sechs leicht **narzisstischen** Charakterorientierungen kommen drei aus westdeutschen Dörfern, zwei aus westdeutschen Kleinstädten und eine aus einer ostdeutschen Großstadt. Die eine dominant **nekrophile** Lehrerin wohnt in einer westdeutschen Großstadt, während der eine dominant **produktive** Lehrer aus einem ostdeutschen Dorf kommt.

Korrelationen zum Alter der Interviewten ergaben keine generellen Erkenntnisse.

Die vorliegende Pilotstudie ist keine repräsentative quantitative Feldforschung, sondern zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie die in Ost- und Westdeutschland vorherrschenden Gesellschafts-Charakterorientierungen erkennen und in ihrer Psychodynamik nahebringen will. „Befunde“ aufzuzeigen bedeutet deshalb in erster Linie, die erkannten Orientierungen im einzelnen plausibel zu machen, und zwar anhand von wörtlichen Zitaten der Interviewten. Dabei gilt es zu beachten, dass die Zitate immer aus einem bestimmten Kontext genommen sind, der beim Zitieren meist vernachlässigt werden muss. So wird beim Leser der Eindruck entstehen, dass Äußerungen auch anders verstanden werden können. Isoliert zitierte Äußerungen sind fast immer vieldeutig. Sie können zum Beispiel sowohl für eine autoritäre wie für eine narzisstische Orientierung sprechen. Oft hat erst der Vergleich mit anderen Äußerungen derselben Person und mit den Gegenübertragungswahrnehmungen der AuswerterInnen Gewissheit erbracht, dass eine bestimmte Äußerung tatsächlich die angenommene Charakterorientierung belegt.

Die „Befunde“ gliedern sich in drei Teile: (1) Im ersten Abschnitt werden alle gefundenen **Gesellschafts-Charakterorientierungen** in ihrer Psychodynamik und Erscheinungsweise mit Hilfe von wörtlichen Zitaten der Interviewten **illustriert**. Mehr noch als die theoretische Beschreibungen der Charakterorientierungen in Kapitel II



vermögen die folgenden Illustrationen vor Augen führen, wie sich eine bestimmte Grundstrebung in entsprechenden Charakterzügen und Äußerungsweisen durchhält. (2) In einem zweiten Abschnitt werden sechs **Kurzporträts der Interviewten exemplarisch vorgestellt**. Solche Kurzporträts wurden für alle dreißig Interviewten erstellt aufgrund umfangreicher Protokolle der Auswertungssitzungen (die im Erich Fromm-Archiv in Tübingen zugänglich sind). Sechs der

30 Kurzporträts werden abgedruckt. (3) In einem dritten Abschnitt wird eine Auswertung entlang ausgewählter Fragen vorgenommen. Sämtliche Antworten, die auf eine bestimmte Frage gegeben wurden, werden entsprechend den diagnostizierten Charakterorientierungen verglichen. Mit Hilfe solcher „**Querauswertungen**“ lassen sich besonders eindrücklich die für eine Charakterorientierung typischen Antworten und Reaktionsweisen beobachten.

Verteilung der Charakterorientierungen in Ost und West und Größe des Wohnorts

Nr. Ort Alter w/m Charakterorientierung (=O.)

Von 30 Interviewten sind 16 dominant **autoritär**: 12 im Osten und 4 im Westen

05	Dorf-Ost	46 J.	w	autoritär gemischt mit Marketing- und geringer produktiver O.
01	Kleinstadt-Ost	29 J.	w	autoritär gefühls- und selbstbeherrscht, traditionsbewusst
06	Kleinstadt-Ost	49 J.	m	autoritär gefühlsbeherrscht
15	Kleinstadt-Ost	33 J.	w	autoritär gefühlsbeherrscht
13	Kleinstadt-Ost	40 J.	w	autoritär gefühlsbeherrscht, gemischt mit narzisstischer und produktiver O.
07	Großstadt-Ost	35 J.	m	autoritär gefühlsbeherrscht
04	Großstadt-Ost	38 J.	w	autoritär gemischt mit Marketing- und produktiver O.
09	Großstadt-Ost	29 J.	w	autoritär gemischt mit leicht narzisstischer und produktiver O.
02	Großstadt-Ost	42 J.	w	autoritär gemischt mit narzisstischer und Marketing-O.
14	Großstadt-Ost	51 J.	m	autoritär paternalistisch, gemischt mit hortender und anderen O.en
08	Großstadt-Ost	36 J.	w	autoritär paternalistisch gemischt mit produktiver O.
11	Großstadt-Ost	37 J.	w	autoritär unterwürfig und aufopfernd
24	Dorf-West	35 J.	w	autoritär fürsorglich-bevormundend
19	Dorf-West	32 J.	w	autoritär masochistisch, gemischt mit produktiver O.
29	Kleinstadt-West	38 J.	w	autoritär masochistisch
22	Großstadt-West	51 J.	w	autoritär masochistisch, gemischt mit leicht narzisstischer O.

Von 30 Interviewten sind 2 dominant **hortend**: 1 im Osten und 1 im Westen

03	Kleinstadt-Ost	40 J.	w	hortend gemischt mit autoritärer und gruppenbezogener narzi. O.
27	Kleinstadt-West	39 J.	w	hortend gemischt mit narzisstischer O.

Von 30 Interviewten sind 4 dominant **Marketing-orientiert**: alle 4 im Westen

26	Großstadt-West	40 J.	w	Marketing
20	Großstadt-West	30 J.	w	Marketing gemischt mit autoritärer und hortender O.
16	Großstadt-West	45 J.	m	Marketing gemischt mit leicht narzisstischer O.



17 Großstadt-West 35 J. w Marketing gemischt mit leicht narzisstischer und produktiver O.

Von 30 Interviewten sind 6 dominant **leicht narzisstisch**: 1 Ost und 5 West

10	Großstadt-Ost	25 J.	w	narzisstisch gemischt mit deutlich produktiver O.
25	Dorf-West	42 J.	w	narzisstisch gemischt mit autoritärer O.
23	Dorf-West	41 J.	w	narzisstisch gemischt autoritärer und produktiver O.
18	Dorf-West	43 J.	m	narzisstisch mit Tendenz zu stark narzisstischer O. bei abgewehrter Aggression
28	Kleinstadt-West	32 J.	w	narzisstisch gemischt mit autoritärer O.
30	Kleinstadt-West	41 J.	w	narzisstisch

Von 30 Interviewten ist 1 dominant **nekrophil** und kommt aus dem Westen

21 Großstadt-West 39 J. w nekrophil gemischt mit hortender und autoritär-sadistischer O.

Von 30 Interviewten ist 1 dominant **produktiv** und kommt aus dem Osten

12 Dorf-Ost 27 J. m produktive gemischt mit autoritärer und leicht narzisstischer O.

Die Nachweise hinter den wörtlichen Zitaten beziehen sich auf die (hier nicht veröffentlichten) Interviewprotokolle. Die erste Zahl in der Klammer bezeichnet die Nummer des Interviews; die Zahl nach dem Komma bezeichnet die Nummer der Frage, auf die die Antwort gegeben wurde: (08,23) bedeutet also, dass das Zitat aus der Antwort auf Frage 23 im Interview Nr. 8 stammt.

a) Der autoritäre Charakter

Der autoritäre Charakter gehört zu den nicht-produktiven Charakterorientierungen. Die Grundstrebungen sind zu herrschen (sadistisch) und sich zu unterwerfen (masochistisch). Kennzeichnend für den autoritären Charakter ist außerdem die symbiotische Bezogenheit auf andere. Dabei ist die sadistische Orientierung die aktive, die masochistische Orientierung die passive Form der symbiotischen Bezogenheit. Beide Ausrichtungen sind allerdings nur zwei Aspekte der einen autoritären Charakterorientierung. Dies wird deutlich, wenn man erkennt, dass die Unterwerfung unter eine Autorität unbewusst den

Versuch darstellt, Teil eines mächtigeren Ganzen sein und an dessen Überlegenheit und Macht teilnehmen zu können.

Vergleicht man die von uns diagnostizierten Diagnosen der Charakterorientierungen der PrimarschullehrerInnen, so überwiegt bei den ostdeutschen LehrerInnen deutlich der autoritäre Charakter: Zwölf dominant autoritären LehrerInnen im *Osten* stehen nur vier im *Westen* gegenüber. Nur drei der insgesamt 15 ostdeutschen LehrerInnen hatten keine dominant autoritäre Charakterstruktur, zwei der drei nicht-dominant autoritären hatten aber sekundär autoritäre Charakterzüge. Bei den vier westdeutschen LehrerInnen fällt auf, dass sie kein offen autoritär-sadistisches Erscheinungsbild zeigen, sondern eher die masochistische oder bevormundend-fürsorgliche Seite. Bei fünf der zwölf dominant autoritären ostdeutschen LehrerInnen drückt sich das Sadistische in der Beherrschung der eigenen Gefühle, im Phänomen des „Gefühlsstaus“ aus.

Aus der geographischen *Verteilung auf Großstadt, Kleinstadt und Dorf* ergibt sich, dass in Ostdeutschland von den acht in einer Großstadt Lebenden sieben eine autoritäre Orientierung haben, während von den vier westdeut-



schen LehrerInnen mit autoritärer Charakterorientierung eine Lehrerin in einer Großstadt wohnt und zwei in einem Dorf.

Welche *typischen Charakterzüge* ließen sich bei den Menschen mit autoritären Charakterorientierungen nachweisen? Ohne einen Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, lässt sich feststellen: *Bewunderung und Idealisierung* zeigen sich darin, dass überwiegend autoritäre Vorbilder genannt werden: „Der Pfarrer, der uns getraut hat... Meine jetzige Chefin, weil sie sehr hilfsbereit ist, es schon immer war, auch in der Zeit, als sie nur Lehrer war“ (01,53). Übertriebene Dankbarkeit und Hochachtung einem Arzt gegenüber wird genannt (08,52). Überhaupt spielen „höhere“ Instanzen eine wesentliche Rolle. Genannt werden der Direktor, das Schulamt, ein Oberstufenlehrer, der Personalrat (09,10; 09,30; 09,36) oder ein „fachkompetenter“ Psychologe: „Ein Psychologe in Wien, den ich aber nur kurz kennen lernte. Er hat mich beeindruckt und beeinflusst und war sehr fachkompetent“ (02,53). Besonders häufig wird die Kindheit und Familie idealisiert: „Wir haben eine sehr liebevolle Kindheit erlebt, beide Elternteile waren um größtmögliche Fürsorge bemüht“ (08,20). „Wir hatten ein Familienleben, wie ich es heute vielen wünschte“ (01,19). „Ich habe nur positive Erinnerungen an mein Zuhause. Wir hatten viel Freude gemeinsam mit den Eltern“ (01,20).

Die *Neigung zum Gehorsam* und Gehorchen wird zum Beispiel im Bekenntnis zum autoritären Erziehungsstil in der Schule deutlich: So sucht eine Lehrerin klare Strukturen, der alte, traditionelle Erziehungsstil war ihr lieber; wenn es sein muss, beherrscht sie die Klasse: „Ich bin gegen diese unheimlich spielerischen Formen, ich frage mich oft, warum ich diesen ganzen Aufwand betreibe, die Kinder begreifen doch gar nicht, warum wir das alles machen. Da wäre es doch besser, wenn man es in drei Sätzen an die Tafel bringt und die Kinder dann Bescheid wissen“ (01,26). Oder: „Früher hatte ich bessere Mittel. ›Freiheitliche Erziehung‹ mag ich nicht so sehr, dies ist nicht immer angebracht. Ich lass mir doch nicht auf der Nase herumtanzen“ (01,31). Die Neigung zum Gehorsam und Gehorchen zeigt sich auch im „*Druck-Ausüben*“: „Ich ging mit Härte vor. Ich halte dies auch für richtig. Bei mir war Ordnung und Disziplin“ (14,32). „Bei

manchen reicht schon eine Drohung. Bei anderen braucht es ein Donnerwetter“ (05,32).

Auch der Wunsch, über Abhängige prägend *Macht auszuüben*, wird deutlich: Eine westdeutsche Lehrerin unterrichtet lieber in der ersten Klasse als in der vierten, denn in der vierten Klasse sind die Kinder „dann schon durch mehrere Hände gegangen. Die Erstklässler sind ganz offen und anhänglich“ (24,23). Sie beklagt „zu wenig Einflussmöglichkeiten auf Kinder“ zu haben (24,31). Die gleiche Lehrerin kennt bei der Schülerdisziplinierung eine ganze Serie von abgestuften Strafmaßnahmen, wenn ein Schüler stört (24,32). Als Sinn des Lebens nennt sie: „auf Menschen einzuwirken“ (24,54).

Die für das Autoritäre typische *Bereitschaft sich unterzuordnen* wird an verschiedenen Stellen deutlich: „Schon ihre Mutti hatte ja nicht aufgemuckt“ (01,19). Eine typische Äußerung findet sich bei der Frage nach den liebsten Freizeitbeschäftigungen: „Mein Mann war bei den Thüringer Sängerknaben, da musste ich stets mit“ (01,35). Um Unterwerfung geht es auch bei der folgenden Äußerung: „Es dreht sich alles um den Beruf meines Vaters“ (11,19); Lehrerin zu werden, „war nicht mein Berufswunsch. Ich wollte Tierarzt werden“ (11,22). Eine andere antwortet auf die gleiche Frage: „Weil es der Wunsch meines Vaters war“ (29,22). Nach dem Fachabitur an der Frauenfachschule wollte sie nach München gehen und an der Meisterschule für Mode selbst Kleider entwerfen, aber der Vater sagte: „Das ist nix, du heiratest später doch, machst Grundschullehrerin“ (29,21).

Kritikunfähigkeit, bei der aggressive und kritische Gefühle abgewehrt werden, zeigte sich in dem Bestreben, *Aggressionen zu vermeiden* bzw. sich klaglos den Gegebenheiten zu fügen. Auf die Frage, in welchen Lebenssituationen jemand tief bewegt war und was dabei gefühlt wurde, kam erst nach längerer Pause folgende Antwort: „Da muss ich erst mal kramen. Ach doch, ist nur schon lange her. Also meine Oma, die hat noch bei uns zu Hause gelebt, und wie sie dann immer weniger geworden ist und wir sie in ein Pflegeheim geben mussten - dieser gesamte ›Abgang‹ hat mich tief bewegt. Erst kam da die Frau vom Pflegeheim, die sagte: ›So, es ist einer gestorben, ihr könnt eure Oma jetzt bringen.‹ Und dann im Heim: So wie es mit dem Ge-



sundheitszustand abwärts ging, so wurde auch die Oma von Stockwerk zu Stockwerk abwärts verlegt. Ich sehe immer noch die Schnabeltasse vor mir... Das hat mich damals so erschüttert, dass ich nicht mehr aus diesen Kindertassen trinken konnte. Ich nehme es meiner Mutter nicht übel, sie konnte Oma ja wirklich nicht mehr allein betreuen. Die hat auch ganz verrückte Dinge gemacht, wollte zum Fenster raus usw. Gewandelt musste sie dann werden; es ging also gar nicht anders, aber mit meiner Schwiegermutter werde ich so 'was nie machen, nur über meine Leiche' (01,52).

Verdrängte Aggressionen werden auch deutlich, wenn etwa eine andere Interviewte im Umgang mit SchülerInnen, die stören, in bestimmten Situationen zwar „laut wird“, dann aber „eine Kasperlpuppe“ hervorzieht, „die dann einspringt und vermittelt. (Ich) bin sehr impulsiv, aber Kinder nehmen es nicht übel“ (04,32). Diese Lehrerin kann sich selbst nicht als Autorität einbringen, Aggressionen und Gefühle zeigen. Sie braucht den Kasper, um ihre spontanen Impulse nur noch vermittelt und spielerisch gedämpft auszudrücken. Die gleiche Lehrerin schaltet beim Fernsehen sofort alles ab, „was mit Kriminalität und Brutalität zu tun hat“, da dies eine „große Gefahr“ sei (04,37).

Einen starken Hang zur *Konfliktvermeidung* aufgrund gehemmter oder verdrängter Aggressionen lässt sich beispielhaft beim Interview 06 zeigen: Der Interviewte hat vor allem Neuen Angst; er bringt kein Wort der Kritik gegen seine Eltern heraus, obwohl diese offensichtlich überfürsorglich und bindend waren (vgl. 06,18-20). Dass er nur mit Mühe seine angstbesetzte Leidenschaftlichkeit in Schach halten kann und unterdrückt, zeigt sich auch in den Gegenübertragungsreaktionen beim Auswertungsprozess: Eine Auswerterin meint, „den Interviewten mit Samthandschuhen anfassen zu müssen“. Der Interviewer bemerkte nach Abschluss des Interviews dann auch, dass er „Angst (hatte), den anderen durch weiteres Nachfragen zu verletzen“. Schließlich fällt bei diesem Interviewten auf, dass es bei ihm selbst keine positive Gefühle (Freude, Spontaneität) gibt, sondern er diese höchstens an den Kindern erlebt, ganz zu schweigen von abenteuerlichen, aggressiven, kämpferischen oder sexuellen Leidenschaftlichkeiten.

Offene Aggressionen, heftige Gefühlsäußerungen, riskante Manöver, aktiver Ungehorsam, soziale Auffälligkeiten, unsichere Äußerungen, vage Entscheidungen werden vermieden (vgl. 07,32 und 34 sowie 07,45-49 und 07,54-57). Eine *Opferhaltung* aufgrund der Wendung der Aggression gegen sich selbst zeigen die Antworten von Interview 11. Einige Interviews (z. B. Interviews 06; 13; 15) zeigen den für Ostdeutsche typischen „Gefühlsstau“. Eine Ostlehrerin sagt denn auch: „Sicher lasse ich meinen Gefühlen zu wenig Lauf, oder?“ (13,48), denn eigentlich sei sie „eben sehr nahe ans Wasser gebaut“ (13,52) und weiß von sich: „Ich bin sehr sentimental“ (13,52). Dennoch gilt eisern: „Ich muss mich auch durchboxen, und keiner hat mir etwas geschenkt. Ich glaube, viele lassen sich einfach nur gehen; die lassen sich lieber hängen, als dass sie sich für ein bestimmtes Ziel mühen“ (13,40). - Der „Gefühlsstau“ ließ sich ausschließlich bei Ost-Interviewten mit autoritärer Charakterorientierung beobachten: Gefühle wie zum Beispiel Ärger, Enttäuschung und Unsicherheit werden nicht ausgelebt.

Das *Bedürfnis nach Normalität* zeigt sich gerade bei Menschen, die ihre Gefühle stauen mussten und mit der demonstrierten Normalität ihre Affekte abwehren: „Ich hatte immer ein gutes Auskommen, prinzipiell mit allen Kollegen gab es ein normales, kollektives Auskommen, wobei ich trotzdem sehr individuell meine Arbeit bestritt...“ (15,29). Oder: „Das Familienleben war bei uns sehr normal, geregelte Arbeitszeit bei beiden (Eltern), dadurch wurde alles positiv beeinflusst“ (15,19). „Ich glaube, dass ich ein sehr normalentwickeltes Kind habe... Bisher musste ich nicht mit irgendwelchen Erziehungsmaßnahmen eingreifen“ (15,34).

Das *Symbiotische* zeigt sich einerseits in besonderen familiären Beziehungen, sei es in der Abgrenzung der Familie nach außen bei symbiotischen Innenstrukturen, sei es in besonderen symbiotischen Bindungen zwischen Vater und Sohn (02) oder Mutter und Tochter (06). Auf eine „Familiensymbiose“ deutet folgende Antwort: „Wir beraten alles gemeinsam. Wir gehen (fahren) zusammen zum Großeinkauf. Ansonsten herrscht Arbeitsteilung. Wir informieren uns aber gegenseitig über unsere Aktivitäten. Gemeinsames Essen in Ruhe ist uns wichtig“ (14,33; vgl.



auch die Interviews 06; 13; 15 und 29). Noch öfter lassen sich einzelne symbiotische Bindungen innerhalb der Familie erkennen: „Die Tochter (18 Jahre alt) erzählt mir heute noch alles“ (13,34). „Ich habe zum Beispiel noch nie einen Maler gehabt, mache wirklich alles mit der Tochter allein“ (13,35).

Das Symbiotische realisiert sich andererseits in der beruflichen Arbeit, etwa mit oft besonders anhänglichen Sonderschulkindern oder auch in einer perfekten Harmonie im Kreis der Kolleginnen (vgl. 13,29). Die symbiotische Angst vor dem Unbekannten, Dritten, Fremden zeigt sich auch in der Tatsache, dass die eigene kleine Welt nie verlassen wurde: „Ich habe die Gegend nie verlassen“ (06,17).

Besonders aufschlussreich für die *paternalistische Version* des autoritären Charakters waren die Antworten auf die Frage nach der Gleichstellung der Frau in unserer Gesellschaft. Die große Mehrheit der Ost- und auch WestlehrerInnen mit autoritärer Charakterorientierung glaubt nicht an die Realisierung der Gleichstellung: „Jetzt schon gar nicht. Dazu sind die Herren, die an der Macht sind, viel zu sehr von sich eingenommen“ (05,43). „Insgesamt wird es der Frau nicht möglich sein, eine Gleichstellung zu erlangen, wenn sie auch gesetzlich verankert ist, da die Doppelrolle Mutter und Ausübung eines Berufes immer erhalten bleibt“ (08,43). „Nein, die Macher sind die Männer, das war schon vor Jahrtausenden so - und wird immer so bleiben. Die Kriege machen immer die Männer“ (11,43). „Ich glaube es eher nicht... Vielleicht gewinnen Frauen mehr an Einfluss, aber richtige Gleichstellung wahrscheinlich nicht“ (24,43). Aus der Sicht eines ostdeutschen Mannes mit stark autoritätshortenden Zügen klingt die Absage so: „Nein, jetzt in der neuen Gesellschaft nicht mehr. Es gibt körperliche Unterschiede. Oft sind Leistungen unterschiedlich“ (14,43).

b) Der Marketing-Charakter

Gemäß unseres sozialpsychologischen Erklärungsansatzes, demzufolge die Grundorientierung des psychischen Strebens den Erfordernissen und Leitwerten des gegenwärtig vorherrschenden Wirtschaftssystems und seiner zu ihm pas-

senden Formen des gesellschaftlichen Lebens zu entsprechen hat, gilt der Frage besondere Aufmerksamkeit, ob und wie sich die Veränderungen des Wirtschaftssystems weg von der offenen Macht der privaten oder staatlichen Kapitaleigner hin zur anonymen Herrschaft des freien Marktes charakterologisch niedergeschlagen hat. Die Entwicklung der letzten 45 Jahre lässt für Ostdeutschland eine Dominanz der autoritären Gesellschafts-Charakterorientierung erwarten, während für Westdeutschland mit einer stärkeren Verschiebung zur Marketing-Orientierung hin zu rechnen ist.

Bei vier von dreißig Interviewten zeigt sich eine Dominanz der Marketing-Orientierung; alle vier sind westdeutsche LehrerInnen aus Großstädten. Auch wenn sich keine dominante Marketing-Orientierung bei den ostdeutschen LehrerInnen finden ließ, so zeigten doch immerhin drei Ostdeutsche mit dominant autoritären Charakterstrukturen eine Mischung mit (schwachen) Charakterzügen der Marketing-Orientierung, wobei auch hier zwei aus Großstädten kamen. Zieht man die dominanten leicht narzisstischen Charaktere dazu, dann wird der Ost-West-Unterschied noch deutlicher: Den 12 (von 15) dominant autoritären ostdeutschen LehrerInnen stehen 9 (von 15) dominant Marketing- oder narzisstisch orientierte westdeutsche LehrerInnen gegenüber.

Wie oben aufgezeigt, kommt es mit der Veränderung von der offenen zur anonymen Autorität zu zwei wesentlichen Veränderungen der charakterologischen Grundorientierung: Statt sich der Herrschaft der Kapitaleigner zu unterwerfen, benötigt das marktwirtschaftliche System als psychische Grundorientierung das Streben nach *konformistischer Anpassung* an die jeweiligen Gegebenheiten des Marktes. Statt seine Eigenkräfte in den Dienst des Arbeitgebers, des Staates oder der sozialistischen Idee und Gesellschaft zu stellen, ist die Fähigkeit gefragt, sich von außen her zu definieren: von den Rollenerwartungen, die erfüllt werden müssen, den Marktchancen und Verkaufsmöglichkeiten, die wahrzunehmen sowie den Vorgaben der Umwelt, die zu beachten sind. Dazu ist es erforderlich, sich selbst in seinem Eigenvermögen zu negieren und statt dessen sich zu *verkaufen* und zu *vermarkten*.



In Wirklichkeit kann man beim Marketing-Orientierten nicht mehr von einem „Charakter“ sprechen, weil es nichts Verbindliches, Dauerhaftes, Eigenes und Eigentümliches mehr gibt. Es gibt nur noch Rollen, Funktionen, Outfits, in die man hinein- und herausschlüpfen können muss, und die man sich wie ein Verhalten aneignet und wieder ablegt.

Als wichtigste Charakterzüge der Marketing-Orientierung sind in Erinnerung zu bringen die Fähigkeit zur flexiblen Anpassung an die Marktgegebenheiten und das „Man“; die Außenorientierung und die mit ihr einhergehende opportunistische Prinzipienlosigkeit sowie ein allgemeiner Relativismus; die Mobilität, Ungebundenheit und Unverbindlichkeit, die Offenheit sowie die Oberflächlichkeit der affektiven Bindung; die Ausrichtung an Leistungsdenken und Erfolgsstreben.

Schon in den sprachlichen Wendungen der Interviewten war die Welt des Marketing und der Warencharakter der Menschen erkennbar: ein Lehrer, der noch eine gestaltpädagogische Ausbildung gemacht hat, glaubt, dass er sich damit zum Beispiel auch als Gruppenleiter „auf dem freien Markt *verdingen*“ könnte (16,25); von sich selbst sagt eine Lehrerin: „Ich bin gut *organisiert*“ (17,47); sie bekennt denn auch, was die Zusammenarbeit in der Familie betrifft: „Ich *manage* Kinder und Haushalt“ (17,33). Eine andere spricht im gleichen Zusammenhang von der „*Alltagsorganisation*“ (20,33) und *beklagt, dass es ihr „nicht gelungen ist, ein funktionierendes Ordnungssystem für (ihre) Gedanken und Aktivitäten herzustellen. Das müsste automatischer ablaufen“* (20,48); bei störenden SchülerInnen muss man „die *Taktik wechseln*“ (17,32).

In den Antworten der LehrerInnen, deren Charakter eine Marketing-Orientierung zeigt, fanden sich zahlreiche eindruckliche Belege für die genannten Charakterzüge.

Besonders ins Auge fallend sind die Charakterzüge der *Flexibilität* und *Unverbindlichkeit*, die gerade im Primarschulbereich eher nicht zu erwarten sind, weil die Kinder im Alter zwischen sechs und zehn Jahren durchaus den Wunsch nach Konstanz und Bindung an die pädagogische Bezugsperson und die LehrerInnen gerade deshalb diesen Schulbereich gerne wählen. Folgende Äußerungen sind hervorzuheben: Als Motiva-

tion zu diesem Beruf wird „die Vielfalt der Anforderungen, die Abwechslung „ angegeben (16,23); der gleiche Lehrer „probiert viel aus“ (16,56) und bildet sich permanent fort. Eine der LehrerInnen liebt an ihrem Beruf „die Vielseitigkeit“ im Umgang mit den Kindern sowie den „vielseitigen Inhalt, das breite Spektrum. Ich springe gerne“ (20,23). Auch die Partnererwartung ist davon bestimmt: „Flexibilität ist das Wichtigste“ (20,50) und „Penetranz in der Form eines sturen Verhaltens“ (20,51) wird ganz negativ gewertet. Die Offenheit wird als einer der wichtigsten menschlichen Eigenschaften gepriesen (17,53). Hinsichtlich der Aktivitäten für die persönliche Weiterentwicklung gilt: Ich „bin da nicht so festgelegt“ (26,56). Dementsprechend ist das Bild des Menschen, der man gerne werden möchte: „Flexibler wieder zu werden, mehr in der Lage zu sein, auf neue Situationen einzugehen... Manchmal passiert etwas, dann ist es da, es kommt von außen.“ (26,57).

Auch bei den Freizeitaktivitäten tritt das Flexible und Unverbindliche in den Vordergrund: „Am liebsten wegfahren am Wochenende. Reisen, Ortswechsel, um neue Eindrücke zu gewinnen“ (20,35). Ganz offen antwortet eine Lehrerin auf die Frage, was sie an ihrem Beruf mag: „Die Ferien!“ (17,23). Die Neigung zum Unverbindlichen kommt ebenso in der Äußerung: „Ich fände es sinnvoll, wenn die Schulpflicht aufgehoben würde“ (16,26) zum Ausdruck, wie bei der Antwort auf die Frage, ob man etwas zu geben bereit ist, wenn man angebettelt wird: „Das kommt auf die Person an“ (26,40). Auch bei der bevorzugten Lektüre antwortet sie: „Kommt immer darauf an. Wenn ich in die Buchhandlung gehe, kaufe ich manchmal ‘was ganz Unberechenbares“ (26,36). „Männer, die zu rational und moralisch, also langweilig sind“ (26,51) mag sie nicht. Entsprechend wird von einer anderen der Sinn des Lebens „im Erleben des Augenblicks“ gesehen (16,54).

Das Streben nach *Anpassung*, *Tauschen*, *Sich-Austauschen* und *Außenorientierung* drückt ebenfalls die Grundorientierung des Marketing-Charakters aus: „Die Schule ist etwas, das einen dauernd beschäftigt“ (16,27). „... in der Schule habe (ich) mich zum Teil angepasst, zum Teil habe ich mich auch durchgesetzt“ (26,45). Gegenüber den eigenen Kindern gesteht der Päd-



goge ein: „Ich habe gelernt, mich nach ihnen zu richten, was sie machen wollen...“ (16,34). Die Außenorientierung am „Man“ zeigt sich auch in der Aussage: die Lektüre von „DIE ZEIT ist Pflicht“ (20,36; vgl. 20,56). Das, was man für die eigene Weiterentwicklung tun kann, ist, „mich mit anderen Menschen auszutauschen“ (16,56). „Ich tausche mich gerne mit Kollegen aus“ (17,46). „Austauschen mit anderen Menschen, das ist für mich das Allerwichtigste (17,56). Eine der wichtigsten Eigenschaften, die Lehrer haben sollen und bei anderen suchen, ist die Intelligenz, mit der man jede Situation bewältigen kann: Nach sehr langem Nachdenken, welche Eigenschaft sie an sich besonders schätze, sagt sie: „Also, ich denke, ich begreife schnell den Kernpunkt einer Sache..., also ich halte mich für ziemlich intelligent“ (17,47).

Im Beziehungsleben und bei der Konfliktbewältigung zeigt sich die Fähigkeit des Marketing-Orientierten, die Beziehung nur *oberflächlich* (aber betont gut) zu leben und den Konfliktfall mit *Fair-play* zu bewältigen. Bei diesem Typus häufen sich Äußerungen wie: Mit den KollegInnen komme ich „gut, sehr gut“ (16,29), „sehr gut“ (17,29), „gut“ (26,29), „gut“ (20,29) aus. Die Beziehung zur Schulleitung „hat sich gut entwickelt“ (16,30), „ist auch gut“ (17,30); zur Schulleitung „besteht ein gutes Arbeitsverhältnis“ (20,30). Auch wenn die Beziehung einmal nicht so gut war, so gilt doch: „beide Seiten haben gelernt“ (16,30). Das Zusammenleben in der Partnerschaft wird zur „Alltagsorganisation“ (20,33) und mit Hilfe des „positiven Denkens“ gelingt „es mir relativ schnell..., aus einer misslichen Situation etwas zu machen, umzuwandeln“ (20,47). „Ich möchte von innen her tolerant sein können“ (20,57) wird als Zukunftsvision genannt.

Schwierigkeiten hatten die Marketing-Orientierten LehrerInnen bei den betroffenen machenden Fragen des Interviews (bes. Fragen 52 bis 57), denn sie wollen sich *nicht treffen lassen*. Die Antworten sind meist sehr knapp, mit Pausen durchsetzt und ein Ausdruck ihrer Hilflosigkeit: „Oh je, jetzt geht es ins Eingemachte“ (20,52). „Ich habe nicht so viele tiefe religiöse Gefühle... Ich mag das Geheimnisvolle, bin dafür offen... Aber es fehlt, dass ich tief ergriffen bin“ (26,55). Nach langem Nachdenken antwortet

eine Lehrerin auf die Frage, wer sie gerne werden möchte: „Schön, reich, liebenswert, klug, gesund“ (17,57). Und eine andere: „Ich möchte neugierig bleiben, auf neue Eindrücke und Inhalte“ (20,57).

Von besonderer Bedeutung bei der Auswertung der Interviews waren die *Selbstwahrnehmungen*. Bei allen Auswertungen der vier Marketing-Orientierten gab es Konzentrationsprobleme, Gefühle von Entfremdung, Oberflächlichkeit, Leere, Rastlosigkeit, Diffusität, Interesslosigkeit, Unbezogenheit und Probleme, einen gefühlsmäßigen Bezug zu den Interviewten zu bekommen. Gleichzeitig waren noch deutlich abgehobene Selbstwahrnehmungen zu verzeichnen: bei Interview 16 erlebten einige heftige Körpersensationen: Herzklopfen, Herzdruck, Schweißausbruch, Magenkrämpfen - also Angstsymptome; während der Auswertung von Interview 17 wurde etwas Gefährliches, Bedrohliches wahrgenommen; gegen Ende der Auswertung des Interviews 20 kam es zu einem starken Interessenabfall; bei der Auswertung des Interviews 26 schließlich meldeten sich Gefühle von Anspannung, Gereiztheit, Ärger und Trauer, während andere überhaupt nichts fühlen konnten. Diese gemeinsam erlebten Konzentrationsprobleme und Schwierigkeiten, mit den Interviewten in Kontakt zu sein, sprechen für die Bindungsschwäche und die geringe affektive Beziehungsfähigkeit der Marketing-Orientierung. Dass es gleichzeitig bei einzelnen zu starken affektiven oder körperlichen Wahrnehmungen kam, wurde als Wahrnehmen der „abgetrennten“ und unbewussten affektiven Seite der Marketing-Orientierten gedeutet.

c) Der hortende Charakter

Ebenso wie der autoritäre und der Marketing-Charakter gehört der hortende Charakter zu den nicht-produktiven Charakterorientierungen. Menschen mit hortender Orientierung zeigen im Umgang mit Gütern und mit anderen die leidenschaftliche Grundstrebung, Besitz ergreifen zu wollen und zu sichern. Die hortende Persönlichkeit konserviert Eigentum, Werte und Gefühle und lebt in ständiger Angst davor, diesen Besitz - Hab und Gut, Ideen, Wissen, Partner, Erinne-



rungen usw. - zu verlieren.

Erich Fromm beschreibt den Menschen mit hortender Charakterorientierung folgendermaßen: „Menschen dieses Typs haben weniger Vertrauen in etwas Neues, das sie von der Außenwelt bekommen können. Sie schaffen sich ein Gefühl der Sicherheit, indem sie etwas horten und aufbewahren, empfinden es aber als Bedrohung, wenn sie etwas hergeben sollen... Sie geizen mit Geld und materiellen Werten, ebenso wie mit Gefühlen und Gedanken. Sie geben keine Liebe, sondern versuchen Liebe zu bekommen, indem sie die geliebte Person in Besitz nehmen.“ (E. Fromm, 1947a, GA II, S. 46)

In unserer Untersuchung fanden wir zwei Lehrerinnen, bei denen die hortende Orientierung dominiert (03 und 27). Sie sind 39 bzw. 40 Jahre alt, verheiratet und führen in der Umgebung einer Kleinstadt ein angepasstes, stilles und behütetes Dasein - die eine im Osten, die andere im Westen Deutschlands. Neben der dominant hortenden Orientierung stellten wir bei beiden Frauen autoritäre Charakterzüge und narzisstische Komponenten fest. Bei drei weiteren Interviewten ergaben sich sekundäre Mischungen mit einer hortenden Charakterorientierung (14, 20 und 21).

Im folgenden sollen *typische Charakterzüge*, die für eine hortende Orientierung sprechen, transparent gemacht werden. Ein grundlegender Zug, der zur Einschätzung eines hortenden Charakters führte, ist die leidenschaftliche Streben, möglichst *nichts im Leben verändern zu wollen*, alles Fremde und Andersartige abzulehnen und sich am Sicherem festzuhalten. Veränderungen werden nicht aktiv angestrebt: „Veränderungen müssten von außen kommen...“ (27,25). Ebenfalls auf die Frage, ob Veränderungen angestrebt würden, sagt eine andere: „Ich halte meine Meinung von damals aber heute noch für gut“ (14,25). Zum Teil werden Veränderungen geradezu bedrohlich empfunden: „Wir sind so gravierenden Veränderungen ausgesetzt...“ (03,25). Weil Veränderungen als feindlich erlebt werden, wird die eigene Entwicklung blockiert: „Ansonsten möchte ich schon so bleiben, wie ich bin“ (03,57); der Mensch, der ich gern sein möchte, „der bin ich schon“ (21,57). Eine andere stellt sich selbst die Frage: „Was würdest du anders machen, wenn du nochmals ein Leben beginnen

könntest?“ und beantwortet sie sich so: „dann möglichst wenig ändern müssen“ (03,54). Deutlich wird auch das Fehlen produktiver Auseinandersetzungen mit Veränderungen und ein geringes Zutrauen zu Neuem: „Wir schauen nicht mehr nur nach dem Westen. Auch bei uns gab es ja Wertvolles“ (03,57). Eine andere trauert dem Schulgartenunterricht in der DDR nach: „Es ist schade, dass dies jetzt eingeht“ (14,10).

Ein ausgesprochenes Sicherheitsbedürfnis und Angst vor Verlust bzw. *Angst vor allem Unberechenbarem* zeigen sich insbesondere bei den Fragen nach angenehmen bzw. negativen Partnereigenschaften. Als positiv gilt, wenn der Partner „treu, fleißig, gewissenhaft, zuverlässig“ ist (14,50), oder „...hilfsbereit und fleißig“ (03,50) bzw. „verständnisvoll, einführend, hilfsbereit“ (27,50) und sich durch „Zuverlässigkeit“ auszeichnet (20,50). Auf der anderen Seite werden Partner als negativ beurteilt, wenn sie sich durch „Untreue, Unsauberkeit, Unzuverlässigkeit“ (14,51) auszeichnen, bzw. wenn sie „zurechtweisen, kritisieren“ (27,51).

Insgesamt fallen insbesondere bei den dominant hortend orientierten Frauen deren ausgeprägte *konservative Grundhaltungen und ihr Sicherheitsbedürfnis* auf. Sie leben gut situiert (beide Partner verdienen „zum Glück“ (03,04)) und vor allen Dingen ruhig und beschaulich: „Mit meinem Gatten in ehelicher Gemeinschaft“ (03,14), im „Einfamilienhaus mit Garten, ...keiner geht sich auf die Nerven“ (03,16) oder in der „Doppelhaushälfte, eigenes Haus, ...in ruhiger Lage“ (27,16). Klare, geordnete familiäre Verhältnisse werden idealisiert und angestrebt: „...Zusammenleben war so eng, dass ich es dann später in einer größeren Stadt vermisste“ (03,20). Ihre Rolle als Frau bewerten sie eher ohnmächtig und negativ, ganz in traditionellen Rollenvorbildern. Über die Zusammenarbeit in der Familie sagt eine Lehrerin: „Arbeitsteilung, z. B. Wäsche zwischen mir und Tochter. Eigentlich eine ganz normale Zusammenarbeit. Den Hauptteil leiste ich“ (03,33). Auch bei der Frage nach der Gleichstellung der Frau in der Gesellschaft wird dies deutlich: „Frauen sind anders als Männer und von den Kindern eine Zeit lang festgelegt“ (27,43); Oder: „Eine Frau ist immer im Nachteil (Mutter, Hausfrau, berufstätig ...)“ (03,43). Die klassische patriarchale Rollenteilung



der Herkunftsfamilie mit dem Vater als widerspruchslos anerkanntes Familienoberhaupt wird kaum infragegestellt und einfach weitertransportiert: „Durch Beruf des Vaters mussten sich alle nach ihm ausrichten; ...man musste Kompromisse machen“ (03,19). „Meine Eltern haben mir vorgelebt, wie eine gute Ehe funktioniert und wie man sich ein Leben in Würde aufbauen kann“ (03,53).

Erinnerungen an die *Vergangenheit* (Kindheit) werden sentimental verklärt und *idealisiert*. Es gab „kaum Dinge, die mir missfallen haben, ...sehr harmonisch“ (03,20); eine andere war „rundum glücklich“ (20,20). Die „Kindheit (war) angenehm, geborgen, behütet...“ (21,20), wobei das prägende hortende Element in der Herkunftsfamilie eine Rolle spielt: „Wir haben immer sparen müssen“ (27,20). Es findet sich wieder beim Partner und im eigenen Verhalten: „Mein Mann ist unheimlich sparsam. Das hat auf mich abgefärbt“ (27,39).

Die Angst davor, etwas hergeben zu müssen, die betonte *Sparsamkeit*, wird zum Teil bei der Bettelfrage (40) und bei der Frage, wofür man gerne Geld ausgibt (39), deutlich: „Das kommt bei mir nicht vor. Bettlern auf der Straße bin ich sehr hartherzig gegenüber. Ich glaube, da bin ich kalt“ (21,40). Oder: „Das versuche ich nicht zu hören und gehe vorbei“ (14,40). Oder: „Gern gebe ich es gar nicht aus. Wenn es schon sein muss, dann für Autos und Reisen“ (14,39).

Selbstunsicherheiten, Zweifel an sich selbst und Verlustängste werden auch bei hortenden Menschen gefunden, hier allerdings oft damit abgewehrt, dass man sich mit Perfektionismus und Vollkommenheitsstreben unangreifbar zu machen versucht: „Es macht mir nur Spass, wenn ich es vollkommen mache“ (27,27). „Ich möchte die Beste sein und alles ganz gut können“ (27,44). Mit dem hortenden Perfektionismus soll die Wirklichkeit (Beruf, Familie, Gefühle) unter Kontrolle gehalten werden. Alles Unvorhersehbare ist bedrohlich: „Zwei Häuser weiter ist ein Kind gestorben, ...das hat mich wahnsinnig getroffen“ (27,52).

Die Unfähigkeit zu geben, also der Geiz, und ein permanentes Misstrauen sind auch der Grund dafür, dass alle Interviewten mit hortenden Zügen und dominant hortender Orientierung im Interview wenig von sich zeigten und

mit privaten Informationen geizten. Bei den Auswertungen fiel auf, dass sie knapp und präzise, oftmals stereotyp, mitunter auch schroff oder wenig konkret antworteten. (Bei Interview 21 gab es bei sechs Fragen überhaupt keine Antworten.) Über gefühlsmäßige Beziehungen zum Partner, zu Kindern und Freunden war kaum etwas in Erfahrung zu bringen. Häufig wichen die Interviewten aus. Der globale Eindruck der AuswerterInnen war: keine Gefühle, keine Nähe, wenig Herzliches, kaum Eigenes, wenig Bewegung, keine Zärtlichkeit, kaum Inneres, nichts Persönliches. Nichts preiszugeben, niemandem Einblick in den abgeschlossenen, unberührbaren persönlichen Bereich zu geben, gehört zum Wesen des hortenden Charakters.

Noch deutlicher zeigte sich das Hortende und Distanzierte in den Selbstwahrnehmungen der AuswerterInnen: Alle hatten Schwierigkeiten mit den beiden Interviewten in Kontakt zu kommen, spürten eine große Distanz. Obwohl die Konzentrationsfähigkeit bei den meisten anfangs gut war, ließ sie bei vielen im Verlauf der Interviews nach bzw. kostete immer mehr Kraft.

d) Der leicht narzisstische Charakter

Die *Psychodynamik* des leicht narzisstischen Charakters lässt sich folgendermaßen charakterisieren: Er stabilisiert sein gefährdetes Selbst dauerhaft dadurch, dass er ausgewählten Aspekten von sich selbst eine überhöhte Bedeutung verleiht und den Umgang mit anderen zur Stärkung seines Selbsterlebens verzweckt.

Hinsichtlich der *Verteilung* zeigt sich, dass sich der leicht narzisstische Charakter eindeutig häufiger in Westdeutschland als in Ostdeutschland findet. So wurden fünf der westdeutschen Interviewten dominant als leicht narzisstisch diagnostiziert, im Osten dagegen nur eine Interviewte. Gerade bei diesem Interview wurden aber auch besonders deutlich sekundäre produktive Züge festgestellt. Außerdem konnten noch in neun weiteren Interviews Mischungen mit einer sekundären narzisstischen Orientierung entdeckt werden (viermal West, fünfmal Ost), die in die folgende Darstellung typischer Antworten miteinfließen werden.

Während die leicht narzisstische Orientie-



rung vor allem ein westliches Phänomen zu sein scheint, zeigt der Blick auf die *Größe des Wohnorts*, dass diese Orientierung im Gegensatz zur Marketing-Orientierung nicht eindeutig Großstadt-bezogen ist. Alle Interviewten, die aus dem Westen kommen und als leicht narzisstisch eingestuft wurden, leben in dörflichem oder kleinstädtischem Milieu. Der einzige Mann, der als dominant narzisstisch diagnostiziert wurde, zeigt eine Tendenz zum stark ausgeprägten Narzissmus (Narzissmus II). Da jedoch die Tendenz zu Spaltung, Projektion und Destruktivität weitgehend abgewehrt wird, wurde von einer Diagnose „Narzissmus II“ abgesehen. Narzisstische Charakterzüge treten in Verbindung mit allen anderen in dieser Stichprobe vorkommenden wichtigen Charaktertypen (autoritär, Marketing, hortend) außer der nekrophilen Orientierung auf.

Die *typischen Charakterzüge* des leicht narzisstischen Charakters lassen sich überzeugend an Interviewbeispielen belegen. Für die Diagnose der Dominanz des leicht Narzisstischen kommt es nicht auf die festgestellte Anzahl der narzisstischen Einzelzüge, sondern auf ihre im Dienste der narzisstischen Grundorientierung stehende prägende Funktion an.

Der leicht narzisstische Charakter hat das Bestreben, *Aspekte des eigenen Selbst zu idealisieren* bzw. aufzuwerten. Das kann sich auf die unterschiedlichsten Aspekte beziehen. So betont eine Befragte besonders ihre Intelligenz (17,47). Eine andere idealisiert sich in der Überbetonung ihrer eigenen Lebendigkeit (10,47). Die gleiche Befragte idealisiert auch ihre Kindheit (10,17; 10,19; 10,20). Dies tut auch eine weitere Befragte: „Die Kindheit war schon gut“ (17,20). Entscheidend für die Bewertung war hier, dass dies aus dem, was die Befragte sonst beschreibt, überhaupt nicht deutlich oder glaubhaft wird. Einem anderen Lehrer ist es sehr wichtig, dass sich andere für ihn interessieren, ihn schätzen; so erwähnt er auch ausdrücklich, dass er „gern bei anderen Leuten gesehen“ (12,47) ist; auch könnte er nicht in der Oberstufe unterrichten, weil sich die Schüler dann nicht genug für seinen Unterricht interessieren, während die kleinen Kinder „sehr dankbar“ (12,22) seien.

Der narzisstische *Wunsch, etwas Besonderes zu sein*, trifft sich bei einer Lehrerin mit der Wirklichkeit. Diese berichtet über ihre ländliche

Herkunft: „Ein Mädchen auf der Oberschule war ein Ausnahmefall für die Umwelt dort und ein Mädchen beim Studium war dort kaum denkbar“ (25,17). Die Selbstidealisierung, etwas Besonderes zu sein, kann sich auch darin ausdrücken, dass der Vergleich mit anderen bzw. die Frage nach Vorbildern verweigert wird. Auf die Frage, in welcher Situation ein anderer Mensch als Konkurrenz empfunden wurde, sagt ein Lehrer: „Da muss ich überlegen... Wüsste da keine Situation... Ich habe da zu wenig Kontakte“ (18,44). Der gleiche Lehrer weigert sich, Vorbilder zu nennen: „Kann und will ansonsten diese Frage eigentlich nicht so beantworten“ (18,53). „Hilflos“ reagiert auch eine andere Lehrerin auf die Konkurrenzfrage: „Das kann ich so spontan nicht sagen, wäre nur eine hypothetische Konstruktion“ (28,44).

Ein weiterer Zug des narzisstischen Charakters ist die Neigung, sich vor allem *mit sich selbst beschäftigen zu müssen*. Narzissten können eine große Sensibilität für die eigenen Gefühlswahrnehmungen haben, während gleichzeitig Gefühle mit und für andere ausfallen. Gibt es dennoch Gefühle für andere Menschen, dann werden diese gerne als zum eigenen Selbst gehörig erlebt. Die Ausweitung des Narzissmus auf die Familienangehörigen ist deshalb nur eine Spielart der Beschäftigung mit sich selbst: „Ich möchte einfach für meine Familie da sein, dass sie sich geborgen fühlt“ (03,54). Persönliche Fragen werden bevorzugt im „Wir-Stil“ beantwortet: „Wir schauen nicht mehr nur nach West...“ (03,56). Und der Partner soll einen „Sinn für ein Wir-Gefühl haben“ (18,50).

Ein weiterer Einzelzug des leicht narzisstischen Charakters ist eine *Idealisierung von und Fixierung auf bestimmte Aspekte des anderen*. Dabei wird der andere nicht oder nur vermindert und verzerrt in seinem wirklichen Sein wahrgenommen und zur Stabilisierung des eigenen Selbst verzweckt. Narzisstische Verzweckungen kommen bei PrimarschullehrerInnen bevorzugt im Blick auf die ihnen anvertrauten Kinder vor: „Ich hänge an den Kindern unheimlich“ (09,23); die „Liebe zu Kindern“ ist die einzige Eigenschaft, die dieselbe Lehrerin als Eigenschaft bei sich schätzen kann (09,47); von ihrer eigenen Schulzeit weiß sie zu berichten: „Ich habe schon von der sechsten Klasse an mit jüngeren



Schulkindern gearbeitet“ (09,22). Den Sinn des Lebens sieht sie darin, „dass man jemanden hat, den man mag, eine eigene Familie, und dass einem auch der Beruf Spass macht und einen ausfüllt“ (09,54). Die narzisstische Versuchung, die kleinen Kinder meist unbewusst zur Stabilisierung des eigenen Selbst zu nutzen, erliegen auch andere LehrerInnen. Auf die Frage nach der Berufsmotivation antwortet eine Grundschullehrerin: „Ich wollte ursprünglich mit ganz kleinen Kindern arbeiten... Ich denke, vor größeren Kindern hatte ich auch Angst“ (17,22). Bei einer weiteren Befragten fassen die Auswerter ihren Eindruck mit den Worten zusammen: „Die Befragte holt sich über die Identifikation mit den Kindern, was sie an emotionaler Nahrung braucht“ (28). Auch bei einem Lehrer, dem es „nicht so sehr um ›Erziehung‹, die von mir negativ bewertet wird, sondern mehr um ›Beziehung‹ geht (18,23), gleicht die „Beziehung“ zu seinem Sohn eher einer narzisstischen Vereinnahmung von ihm: Er hat eine „enge, intensive Beziehung, steht der Mutterbeziehung nicht nach, gleiche Intensität“ (18,34). Bei einer anderen Befragten bezieht sich dieses narzisstische Verhalten nicht auf die Kinder, sondern auf Vater und Mann. Durch den Vater „hatte sie mit der ganzen Welt Verbindung“ (22,19). Das wiederholt sich, wenn sie von der Bewunderung für ihren Mann spricht: „Mein Mann und ich sind ein Team“ (22,33).

Ein weiterer narzisstischer Zug ist die *Entwertung* von allem, was nicht mit dem eigenen Selbst zu tun hat. Diese Entwertungstendenz kann sich auf die unterschiedlichsten Personen oder Dinge beziehen. Eine Lehrerin wertet Männer ab und ist stark auf das eigene Geschlecht bezogen: Das eigene Elternhaus hat sie als „typischen Weiberhaushalt“ (17,19) in Erinnerung; ihre eigene Position lautet denn auch: „ich bin dafür, dass die Frauen das Sagen haben... Habe weniger Geduld mit Männern, habe mehr Sympathie für Frauen“ (17,43). Sie gefällt sich als coole Frau, die ihre „Mutterschaft ausgetobt“ hat (17,21). Bei der Trennung von ihrem Freund, „da fühlte ich mich entwurzelt“ (17,52), obwohl sie ihn als schrecklich egoistisch und dummdreist schildert. Die geschlechtsbezogene Entwertung findet sich auch bei Männern: Ein Lehrer fühlte bei der Scheidung von Frau und Kindern auch

die Freude, „in etwas Besseres hineinzukommen“ (18,52). Manchmal werden keine bestimmten Menschen entwertet, sondern die anderen überhaupt oder bestimmte Gruppen: Eine globale Entwertung liegt auch vor, wenn jemand sagt: „Ich beurteile Menschen nicht nach ihren Besonderheiten“ (25,53). Die gleiche Lehrerin hat sich auf dem Dorf schon immer als „Ausnahme“ erlebt, entwertet das Dorf aber als Ort, zu dem sie „nie eine besondere Beziehung“ hatte (25,17).

Einige Male lässt sich eine Neigung zu Pseudo-Gefühlen und *Sentimentalität* nachweisen. So bezeichnet sich die Befragte als „furchtbar sentimental“ (09,38). Eine andere Befragte gibt an „nichts Leichtes“ (13,36) zu lesen. Konkret nachgefragt nennt sie „leider auch Krimis, Arztromane und alles, was (ihr) so unter die Finger kommt“. Auch die für die narzisstische Charakterorientierung typische *Neigung zu Stimmungsschwankungen* wurde in Interviews erkennbar. So kam es im Interview 10 bei der Frage nach der Zusammenarbeit in der Familie zu einem abrupten Stimmungswechsel, als vom beruflichen auf den privaten Bereich übergegangen wurde (10,33). Das Glänzende des Berufes steht offenkundig in Kontrast zum Familienleben. Im Familienleben fällt die Anerkennung von außen weitgehend aus.

Besondere *Reizbarkeit, Kränkbarkeit und Verletzlichkeit* sind Anzeichen von Narzissmus. Eine Befragte reagiert mit narzisstischem Rückzug, wenn sie sich ungerecht behandelt fühlt: „Da bin ich zutiefst verletzt und igle mich völlig ein. Ich fresse alles in mich hinein und kann mit niemandem darüber reden, das reicht über Jahre hinweg! Mein ganz großes Problem!“ (13,49). Ein narzisstischer Lehrer wird wütend, als die erwartete Dankbarkeit der bettelnden Rumänin ausbleibt (18,40). Die mit der Verletzlichkeit des Narzissten einhergehende *Unfähigkeit, Kritik zu ertragen*, zeigt sich oft darin, dass jede Konkurrenz gemieden wird. Der Lehrer, der wegen der Undankbarkeit der Rumänin wütend wird, geht generell Konfliktsituationen aus dem Weg: Über die Spannungen zum Schulleiter will er nichts Näheres berichten (18,29). Auch auf die Frage, wie er auf störende SchülerInnen reagiert, antwortet er ausweichend: „Schwierig zu beantworten“ (18,32). Auf die Frage, was er an sich selbst



am wenigstens schätzt, wird er nachdenklich: „Hm, ... hat mit dem Durchsetzungsvermögen zu tun gegenüber anderen“ (18,48). Eine Lehrerin bekennt ganz offen: „Ich beziehe vieles zu sehr auf mich. Ich kann Kritik schlecht ertragen. Ich lasse mich ungern belehren“ (10,48). Prüfungen sind für narzisstische Menschen ein besonderer Stress, denn sie sind ein Verfahren geregelter Kritik, bei dem die eigene Größenvorstellung zusammenbrechen könnte: „Der erste Prüfungstress war extrem - Paniksituation“ (25,52).

Narzisstisches Perfektionsstreben als ein weiterer Charakterzug ist von einem „analhortenden Perfektionsstreben“ dahingehend abzugrenzen, dass die narzisstische Perfektion immer der Selbststabilisierung dient, während es beim analhortenden Charakter ein Aspekt des zwanghaften Verhaltens ist. Interview 23 ist ein anschauliches Beispiel für ein narzisstisches Perfektionsstreben, bei dem die nicht enden wollenden Selbstzweifel zu einem fatalen Perfektionsbemühen führen. Als Berufsweg und -motivation gibt sie an: „Ich hatte schon beim Turnen immer Spass daran gehabt, anderen etwas zu zeigen“ (23,21). „Ich habe Freude daran, mit Kindern zusammen zu sein, ihnen etwas zu zeigen“ (23,22). Bei der Vorbereitungszeit für den Unterricht steht sie ständig unter dem Druck, noch mehr tun zu müssen. Sie kann mit sich nicht zufrieden sein: „Ich fühle mich ständig unter Druck, mehr zu tun... Die Schwierigkeit ist für mich, die Schule gedanklich loszulassen“ (23,27). Sie hat auch Probleme beim Zeugnis schreiben, weil damit erneut Selbstzweifel auftauchen und Angst vor äußerer Bewertung (vgl. 23,24). Eine andere Befragte formuliert: „Ich möchte die Beste sein und alles ganz gut können. Ich fühle mich in der Situation, weniger zu können und weniger zu leisten“ (27,44). Sie fühlt sich unsicher und unterlegen „in allen Bereichen, wo ich keinen Durchblick habe ... Das ist mein Problem, ich möchte alles können“ (27,45).

Narzisstische Menschen neigen dazu, jedes Abhängigsein zu meiden und ihr Autonomiestreben als *Autarkiestreben* zu realisieren: „Ich brauche nicht viele Menschen um mich. Bin eher ein Eigenbrötler“ (25,29). „Ich bin gern allein“ (25,54). Mit dem Autarkiestreben verknüpft ist oft der Wunsch, sich aus der Realität zurückzu-

ziehen und in Phantasien, Tagträume, Heldenphantasien zu fliehen. Dies geschieht mit Hilfe übermäßigen Fernsehkonsums, bevorzugt esoterischer Lektüre oder Science fiction Literatur.

Die *Selbstwahrnehmungen der Auswertungsgruppe* lassen erst auf den zweiten Blick Auffälligkeiten erkennen. Als dominant leicht narzisstisch wurden die Interviews 10, 18, 23, 25, 28 und 30 eingestuft. Die Selbstwahrnehmungen reichen von positiven Gefühlen wie Lebendigkeit (10) über eher oberflächliche Gefühle oder geringe Selbstwahrnehmung, die die distanzierte Beziehung des Narzissten verdeutlicht (23; 25; 30) bis zu extrem euphorischen Reaktionen (Gockelhahn, Freude, Lockerheit, Spiel), bei denen das Entwertende und Aggressive abgewehrt ist (18). Das breite Spektrum der Selbstwahrnehmungen erklärt sich mit dem für den Narzissten typischen Entweder-Oder: entweder der Umgang mit anderen ist entwertend und distanzierend oder idealisierend und für die eigenen Größenvorstellungen vereinnahmend. Die Intensität der widersprüchlichen Wahrnehmungen kann dabei als Gradmesser für die Stärke der narzisstischen Kompensation angesehen werden.

e) Der nekrophile Charakter

Der nekrophile Charakter gehört zu den nichtproduktiven Charakterorientierungen. Kennzeichnend für ihn ist eine völlig „sinnlose“ Aggression, die weder im Dienste des Lebens, noch eines anderen Zweckes (wie zum Beispiel Eroberung, Ausbeutung oder Versklavung) steht; er ist fasziniert von ihrer zerstörerischen Gewalt, weil dann was „los“ ist. Die Nekrophilie zeigt sich aber nicht nur in aktiv-zerstörerischen und selbstzerstörerischen Handlungen, sondern auch in der Faszination für alles Leblose, Dinghafte, Maschinelle, Schnell-Vergängliche, Berechenbare, Gefühllose sowie in einer Gleichgültigkeit gegenüber dem Lebendigen. Sie äußert sich als Lust am Trennen, Verbrauchen, Abfall-Produzieren, Zugrundrichten.

Von den dreißig Interviews haben wir nur für eines (21) eine Dominanz der nekrophilen Orientierung diagnostiziert. Neben hortenden und kontrollierend-sadistischen Zügen prägten



starke passiv-nekrophile Züge das Bild dieser westdeutschen Lehrerin.

Folgende typische Merkmale und Charakterzüge wurden festgestellt: Die Befragte hat *Angst vor dem Leben und der Lebendigkeit*. So erlebte sie ihre „Jugend nicht so angenehm“ (21,20). In der Pubertät, also da, wo das Triebleben sich verstärkt, wird sie krank. Vor allem die Unruhe der Kinder - des „lebendigen Materials“ (21,24) - belastet sie. Ebenso sprechen ihre Ideale der Zuverlässigkeit („Zuverlässigkeit habe ich mit der Muttermilch aufgesogen“ - 21,47) und Ordnung (vgl. 21,48) wie auch die Vermeidung von Konflikten und Gefühlen eher für eine Faszination an allem, was absolut sicher, weil dinghaft-tot, ist. Sie *liebt das Todsichere*. „In Situationen, in denen man sich hundertprozentig kompetent fühlt“ (21,46) fühlt sie sich sicher und überlegen. Typischerweise wird der Tod der Großeltern als jene Lebenssituation erinnert, bei der sie tief bewegt war (21,52).

Sie *scheut die Nähe von Beziehungen und ihre Konflikthaftigkeit*. Mit den „Menschen (gab es) vielen Schwierigkeiten, die der Vater mit nach Hause brachte“ und deren „Auswirkungen (spürte sie) bis in den vegetativen Bereich“ (21,19). „Ich bin nicht sehr konfliktfähig, eher friedliebend“ (21,45). Auffallend sind die Antwort-Verweigerungen auf die Fragen nach dem Partnerverhalten (50; 51). Auch auf die Frage, in welchen Situationen sie einen anderen Menschen als Konkurrenz empfindet, reagiert sie verweigernd: „Das kann ich nicht beantworten“ (21,44). Die Angst vor lebendigen Auseinandersetzungen prägt auch ihre Antwort auf die Frage, welche Menschen sie besonders wertschätze. Statt drei Menschen zu nennen, erwähnt sie nur die Eltern, die sie schätzt, weil sie den Generationenunterschied verleugnet haben: „Meine Eltern ... haben mich als gleichberechtigt behandelt. Sie sind immer für mich da“ (21,53).

Dass sie wie ein Ding immer die gleiche bleiben und *weder wachsen noch sich verändern will*, zeigt sich nicht nur in der Krankheit zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr (vgl. 21,20) und ihrer Anspruchshaltung gegenüber den Eltern (vgl. 21,53), sondern auch in ihrer Antwort auf die Frage, welcher Mensch sie gerne werden möchte: Der Mensch, der sie werden möchte, „der bin ich schon. Ich habe eigentlich eine Pha-

se erreicht, mit der ich ganz zufrieden bin. Ich habe keine großen Ambitionen mehr. Ich habe meine Stellung im Umkreis der Menschen gefunden“ (21,57). Das Endgültige in ihrem Leben zeigt sich auch in der Antwortverweigerung auf die Frage, worin sie den Sinn des Lebens sieht: „Das ist mir zu hoch gestochen. Das weiß ich nicht, ist mir zu abstrakt“ (21,54). Auch in der Schule strebt sie keine Veränderungen an: Sie kann in Ruhe leben „wegen des guten Betriebsklimas, der Nähe zur Großstadt, der guten Wohnsituation“ (21,25).

Sie hat keine Geschwister, lebt allein und hat selbst keine Kinder. Sie lebt „komfortabel in einem Reihenhaus am Rande einer Großstadt“ (21,16) und hält sich eine Putzfrau (21,39). Sie lässt sich von niemandem anbetteln: „Bettlern auf der Straße bin ich gegenüber sehr *hartherzig*. Ich glaube, da bin ich *kalt*“ (21,40). Und als sie kurz danach gefragt wird, welche Eigenschaften sie an sich am wenigsten schätzt, unterbricht sie das Interview, um sich wegen der kalten Füße Wollsocken anzuziehen. Dass sie nichts geben kann, zeigt sich nicht nur in den Antwortverweigerungen, sondern auch darin, dass sie fast immer nur ganz knappe Antworten gab und das Interview mit ihr das kürzeste ist.

Das Hingezogensein zum Leblosen und die geringe Bereitschaft, bezogen, lebendig, gebend zu sein, spiegelte sich in den *Selbstwahrnehmungen bei der Auswertung*. Alle Auswerter zeigten wenig Interesse und Tiefgang, alle spürten Gefühle der Unzufriedenheit und des Genervtseins. Alle hatten spontan Schwierigkeiten, sie charakterologisch einer Orientierung zuordnen zu können. Niemand konnte etwas Erotisches oder eine Ausstrahlung dieser Frau wahrnehmen, einige aber spürten ihre Kälte und Härte („Ihre Antworten erlebte ich wie ‚Gewehrschüsse‘“).

f) Der produktive Charakter

Der produktive Charakter will lieben, tätig und vernünftig sein. Ihm geht es um lebensfreundliches Wachstum - bei sich und anderen. Er sucht die Kräfte einzusetzen und zu entfalten, die diesem Ziel dienlich sind. Er ist deshalb fürsorglich und achtsam, kann teilen, mitteilen und geben, ist aktiv (statt aktivistisch-umtriebzig oder passiv)



und vermag realitätsgemäß wahrzunehmen. Produktive Bezogenheit ist weder symbiotisch noch distanziert, sondern autonom-interessiert, das heißt der produktive Charakter ist verbunden und bezogen, ohne aber die Autonomie und Integrität bei sich und beim anderen aufzugeben.

Unter den 30 Befragten wurde nur bei Interview 12 eine produktive Charakterorientierung ermittelt. Bei neun weiteren Interviews (04; 05; 08; 09; 10; 13; 17; 19; 23) dominiert ein anderer Charakter, doch zeigt sich eine sekundäre Mischung mit der produktiven Orientierung. Als *Wohnort* ist das Dorf überdurchschnittlich oft vertreten; Klein- und Großstadt sind unterdurchschnittlich oft repräsentiert. Vom *Alter* her sind die produktiv Orientierten eher bei den Jüngeren zu finden. Werden alle 10 Interviews mit einer dominant oder sekundär produktiven Orientierung betrachtet, ergibt sich, dass die produktive Orientierung bei sieben *ost-deutschen* LehrerInnen, aber nur bei drei *west-deutschen* erkennbar ist.

Wie zeigen sich die spezielle *Dynamik* und *typischen Charakterzüge* des produktiven Charakters bei den Interviewten? Die Arbeit als LehrerIn kann mehr oder weniger produktiv gemacht werden. Folgende Merkmale kennzeichnen *produktive Arbeit*: Der produktive Charakter hat „Freude daran, mit Kindern zusammen zu sein, ihnen etwas zu zeigen“ (23,22). Am Lehrberuf mag derselbe Lehrer „die Lebendigkeit, mit anderen Menschen umzugehen. Die persönlichen Beziehungen sowohl zu den Kindern als auch zu den Eltern. Die Freude am Lernfortschritt“ (23,23; vgl. 12,23; 13, 23). „Zu erleben, wie sie sich entfalten“ (19,23). Der oder die produktive LehrerIn findet Gefallen an den wesentlichen Anforderungen des Berufs, nämlich mit Menschen zusammen zu sein und anderen etwas beizubringen. Dies geschieht nicht vorrangig wegen des Wunsches der Eltern, wegen der Ferien, des guten Gehalts oder um andere beherrschen zu können oder sein Selbst dadurch aufzuwerten, sondern aus Freude am Zusammensein mit Menschen. Entsprechend wird versucht, den Unterricht „kindgerecht zu machen“ (23,25), ihn so „nach individuellen Gegebenheiten (zu gestalten), dass jedes Kind Unterstützung in seinen Fähigkeiten bekommt, dass die Persön-

lichkeit des Kindes ausgebildet wird, begünstigt wird“ (23,26). Der produktive Charakter will „nicht aussortieren“, sondern „fördern“, „integrieren“ (23,26) und bezieht gegebenenfalls einen Sonderpädagogen mit ein, der „gezielt fördern“ kann (23,26). Er sieht in den Kindern Personen, und er findet es schön, zu „erleben, wie sie sich entfalten, und man nur ab und zu einige Impulse zu geben braucht“ (13,23). Er ist mehr an menschlichem Wachstum interessiert als an wissenschaftlichem oder materiellem und will, dass der Unterricht lebendig ist, „nicht einfach so nach der Norm durchgezogen“ (12,21).

Jeder Mensch muss sich auf die eine oder andere Art auf sich und seine Mitwelt beziehen. Der produktive Charakter tut dies besonders durch *Liebe*. Er achtet andere in ihrer Menschenwürde. „Gewalt und Stupidität“ lehnt er ab (12,20) und versucht „darüber zu stehen, über Gemeinheiten und Furcht“ (12,57). Er will „die Fehler von anderen Menschen noch besser verstehen“ lernen (12,57). Die wichtigsten Werte sind für ihn Achtung, Verständnis, Humor (vgl. 17,50 und 08,53) Güte (08,53 und 09,57) und Fürsorge. In der Liebe sieht er den Sinn des Lebens (12,54).

Sein Ziel ist nicht: zu haben, sondern: zu sein, „dazusein“, „für andere etwas zu tun“ (12,54). Human zu sein heißt lebendig zu sein (23,23), zu fühlen und Gefühle auszudrücken (vgl. die Antworten auf die Fragen 20, 21, 23, 26, 36, 37, 48, 53 in Interview 12) statt an Gefühlskälte, Sentimentalität oder Gefühlsstau zu leiden. „Selbstgefühl und Selbstbewusstsein“ sind unverzichtbar (12,20), ebenso aber auch die Wertschätzung - nicht des eigenen Könnens, sondern der Kinder; „Sie hat sich immer sehr mit uns gefreut, wenn jemand etwas konnte und konnte das auch zeigen“ (12,21). Gefühle, die ausdrücklich genannt werden, sind: Freude, Ärger, Liebe. Der produktive Charakter ist „kein Stressmensch“ (12,57), sondern will Zeit und Gelegenheit haben, um sich persönlich zu entwickeln durch Besinnung (12,20 und 12,55) und Arbeit an sich selbst (12,47; 19,57; 23,56).

Der produktive Charakter ist nicht vorrangig auf Karriere oder Erfolg aus, sondern intrinsisch motiviert, das heißt, er tut etwas um seiner selbst willen, aus eigenem Antrieb, weil er sich dafür interessiert, es wichtig oder auch erfreulich



findet. Er will nicht nur selbst ein Mensch sein, der gern mit anderen zusammen ist und sich freut, anderen etwas beibringen zu können, sondern sucht und schätzt auch solche Menschen wie etwa den Rettungsschwimmer, der „immer mit ganzer Kraft darin lebt und voll davon begeistert ist“ (12,35) oder den Sportlehrer, der immer freundlich war und „den Sport aus reiner Freude betrieben“ hat (12,53).

Kontaktnahme und Interessiertsein sind weitere Merkmale produktiver Liebe. Nicht von ungefähr wird „Freundschaften pflegen“ bei den Freizeitbeschäftigungen an erster Stelle genannt (23,35). Der produktive Charakter ist über den eigenen engeren Kreis hinaus engagiert und interessiert sich für seine Mitwelt und für die bestehenden gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse (vgl. 23,41-42 und 23,47 sowie 12,20 und 12,41).

Des weiteren zeichnet sich der produktive Charakter durch den produktiven Gebrauch seiner *Vernunft* aus. Er will wissen, was um ihn herum vorgeht und er bemüht sich um Informationen über die Realität (vgl. 12,36-37 und 12,41). Er nimmt die Wirklichkeit nicht verzerrt, sondern objektiv, das heißt wirklichkeitsgerecht wahr (12,41-42). Konkurrenz wird von ihm nicht verleugnet: „Konkurrenz empfinde ich oft beim Sport. Auch in Sachen Frauen. Mit meinem Kumpel gibt es da häufig Konkurrenz. Er ist auch oft besser als ich“ (12,44; vgl. 10,44; 17,44). Er sieht den Sinn des Lebens nicht nur darin, „für andere etwas zu tun, dazusein“, sondern auch darin, „dass andere selber für einen da sind“ (12,54). Dieser Lehrer sagt denn auch von sich: „Ich kann gut allein leben und bin gern bei anderen Leuten gesehen“ (12,47). Der produktive Charakter ist selbstkritisch (12,48 und 23,48) und findet es wichtig, sich menschlich zu entwickeln: „dann schätze ich die Fähigkeit zur Arbeit an wir selbst“ (12,47; vgl. 12, 50; 12,55; 12,57). Als wichtige Werte nennt er Ehrlichkeit, Vernunft, Menschenwürde (12,50; 12,20). Er sucht sich mit anderen zu verständigen, sie besser zu verstehen (vgl. 12,49 und 12,57).

Für den produktiven Charakter ist wesentlich, dass er spirituell orientiert ist, er diese Dimension wahrnimmt, nicht verdrängt, weder gleichgültig noch dogmatisch, sondern sensibel ist. Er spürt, dass Verstand nicht alles ist, „dass es

etwas gibt, das man nicht begreifen kann. Dass es eine Macht gibt, die außerhalb steht“ (12,55; vgl. 23,54). Er bemüht sich um „Selbstfindung, Nachdenken, Feierlichkeit, Kultur“ (12,55). Diese religiösen, spirituellen Strebungen wären missverstanden, wenn sie als etwas Abgehobenes, als bloße Innerlichkeit verstanden würden. Sie sind, im Gegenteil, wesentlicher Impuls, sich um menschliches Wachstum und menschliche Zustände zu bemühen. Der produktive Charakter will nicht in erster Linie funktionieren, managen, wegschaffen, sich anpassen oder sich grandios fühlen, sondern er will Zeit für sich haben, um sich zu besinnen und sich zu entwickeln. Genau dies ist auch wichtig im Hinblick auf Staat, Gesellschaft und Politik, etwa in dem Bemühen, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen: „Wir haben ja in der Nähe das KZ Buchenwald. Ich gehe alle halbe Jahre mal hoch. Da oben kommt man zur Besinnung über die deutsche Geschichte“ (12,20).

Bei den *Selbstwahrnehmungen der AuswerterInnen* fiel auf, dass die Mitglieder der Gruppe sich überwiegend gut, interessiert, konzentriert, angenehm berührt, warm, leicht und lebendig fühlten, also ganz anders als bei den Auswertungen anderer Interviews. Beim „leicht narzisstischen Charakter mit deutlich produktiver Orientierung“ des Interviews 10 wurde die Selbstwahrnehmung so resümiert: „Durchgehende Selbstwahrnehmungen in der Auswertungsgruppe waren große Lebendigkeit, Erfrischendes, Vitalität, Gefühl freien Atmens, lebendiges, interessantes Verfolgen des Interviews, Phantasien zum Balzen, Sympathie, Leichtigkeit.“ Und bei der Auswertung von Interview 12, des einzigen dominant produktiven Charakters, wurde protokolliert: „Die AuswerterInnen waren mehrheitlich konzentriert und in einem angenehmen Kontakt mit dem Interviewten. Sie spürten Nähe, Sympathie, Geborgenheit und vor allem Wärme. Sie waren interessiert, ruhig, angenehm berührt.“



2. Exemplarische Kurzporträts

Aus Platzgründen können im folgenden nur drei der insgesamt 30 angefertigten Kurzporträts abgedruckt werden. Mit ihnen soll beispielhaft verdeutlicht werden, wie sehr sich eine autoritäre oder narzisstische oder marketing-Grundorientierung in entsprechenden Charakterzügen, Verhaltens- und Äußerungsweisen widerspiegelt. Natürlich können nur Probanden mit einer eindeutig und zweifelsfrei bestimmbar Dominanz ihrer Charakterstruktur als jeweils typisch für eine spezifische Orientierung des Gesellschafts-Charakters gelten.

a) Interview Nr. 08: Autoritärer Charakter

Kurzbiographie: Angestellte Unterstufenlehrerin (Übernahme Ende 1991 unsicher), 36 Jahre alt, verheiratet, zwei Kinder, wohnt in Hochhaus in Zentrumsnähe in einer ostdeutschen Großstadt. Beide Eltern arbeiteten im DDR-Staatsapparat der mittleren Verwaltungsebene.

Diagnose: Dominant autoritärer Charakter mit einzelnen produktiven Zügen. Gut gelernt sind alle Normen, gut verinnerlicht sind die wichtigsten Mechanismen des autoritär-paternalistischen Sozialismus der DDR: die bevormundende Fürsorge durch das Kollektiv bzw. durch eine Autoritätsperson; Verehrung und Dankbarkeit gegenüber Eltern, Lehrer und Arzt; Vermeidung von Kritik, Aggression und Konflikten; „das Gemeinsame“ dominiert das Individuelle; es gibt kaum eigene Gefühle und Interessen, sie zeigt fast keine Subjektivität und Individualität (besonders in ihrer Sprache erkennbar); sie ist ehrgeizig-angepasst, doch nicht ohne innere Widersprüche. Auf produktive Züge verweisen ihre Lebendigkeit und Kreativität in mehreren Antworten (Geburt der Kinder, Fortbildung/Veränderung der Schule, Gefühle beim Tod des Vaters).

Einzelnachweise für die Diagnose: Für eine autoritäre Orientierung spricht bereits die *formelhafte Sprache*, mit der sie antwortet: Viele Sätze beginnen ohne Subjekt, es wird formelhaft-unpersönlich geantwortet, wo eigene Gefühle oder Interessen gefragt sind. Sie bemüht sich

darum, das Vorgegebene, die Normen zu erfüllen: „Ich möchte, dass das, was meine Eltern in mich ‚investiert‘ haben, nicht sinnlos war“ - darin sieht sie den Sinn des Lebens (08,54). Den Ort, an dem sie aufwuchs, charakterisiert sie so: „Durch die vielen Grünanlagen gab es gute Voraussetzungen für freizeithliche Betätigungen“ (08,17). Für den Unterricht gilt: „Die Vermittlung von Wissen muss sich in eine sozial gesunde Atmosphäre einordnen“ (08,23). Die Frage, wie sie persönlich mit ihren KollegInnen auskommt, beantwortet sie u.a. mit dem Hinweis auf Maßstäbe (vgl. 08,29). Sie ist sehr bildungsbeflissen: Sie benutzt ihre freie Zeit, um ihr „Allgemeinwissen ständig zu aktualisieren“ (08,27). Im Fernsehen sieht sie nur „informativ Sendungen und niveauvolle Filme über zwischenmenschliche Beziehungen“ (08,37). Ihr Fernstudium mit dem Ziel Beratungslehrer dient ihr zur „persönlichen Weiterentwicklung“ (08,56).

Ihr Eigenes ist nicht ihr Eigenes, sondern von den gesellschaftlichen Autoritäten unreflektiert übernommen. Ihr soziales Engagement und ihr Idealismus wirken eher „gelernt“, normativ vorgeformuliert. Sie möchte, „dass Entscheidungen gerecht fallen und zu keinen sozialen Nachteilen führen“ (08,41). Maßstab, dafür, dass sie mit den KollegInnen gut auskommen kann, sind „Entgegenkommen, Hilfsbereitschaft und Sachverstand“ (08,29). Formelhaft-altruistisch sind die Erziehungs- und Lebensziele in bezug auf Kinder (23, 54). An sich selber schätzt sie besonders ihre Hilfsbereitschaft. „Ich würde bedingungslos jedem helfen und ...weil ich es nicht ertragen kann, dass jemand sozial unterlegen ist“ (08,47). Allerdings kann sie kein Bedauern empfinden für Menschen, „die aufgrund von Oberflächlichkeit in Geldnöte geraten“ (08,40). Unpersönlich und rein kognitiv bleibt auch ihr Verhältnis zur Religion. Sie bedauert, „dass allgemein das Materielle jetzt der Hauptinhalt des Lebens ist“ (08,47). Sie „empfinde aber“ zum religiösen Denken, „soweit das meinem Wissen über Religionsgeschichte entspricht, viele gedankliche Anknüpfungspunkte - zum Beispiel auf der Basis der Humanität, der Menschenliebe und des Strebens nach Gerechtigkeit“ (08,55).

Die *Beherrschung von Gefühlen*, speziell das Vermeiden aggressiver Affekte zieht sich durch das ganze Interview: Sie hat „eine sehr liebevolle



Kindheit erlebt, beide Elternteile waren um größtmögliche Fürsorge bemüht“ (08,20); in ihrer eigenen Familie geschieht alles gemeinsam: „...Je nach Möglichkeit wollen uns die Kinder unterstützen. Sie wollen es von sich aus“ (08,33). Alle Probleme „lösen wir gemeinsam“ (08,34). - „Der Anreiz“, Unterstufenlehrerin zu werden, „kam zustande“ durch Einflüsse der Eltern und durch einen „verehrten Lehrer“ (08,22). Obwohl die Schulbehörde sie derzeit hängen lässt, möchte sie sich „nicht unbedingt“ dazu äußern (08,30). Sie hofft, „immer genügend Kraft zu haben, um anderen gegenüber nicht ungerecht werden zu müssen oder sie zu verletzen“ (08,57). Konkurrenz- und Überlegenheitsgefühle (vgl. 08,44 und 08,46) kennt sie nicht, vermeidet also Kritik, Aggression und Konflikte.

Gelegentlich werden ambivalente oder unterdrückte Gefühle deutlich: Sie fühlt sich unsicher, wenn andere „sich nicht die Mühe machen, mich zu verstehen“ (08,45). An sich selber mag sie nicht ihr „Verletztsein durch das Nichtverstehen anderer“ (08,48). Wenn sie sich ungerecht behandelt fühlt, gilt: „Im unmittelbaren Gespräch kann ich heftig reagieren, aber mich auch verletzt zurückziehen“ (08,49). Zuverlässig, humorvoll und zielstrebig soll ihr Partner sein, nicht jedoch dominant, egozentrisch und rücksichtslos (vgl. 08,50 und 08,51).

Konservativ-autoritäre und zum Teil patriarchalische Züge werden ebenfalls deutlich. So nennt sie drei Männer als ihre Vorbilder. (08,53). Frauen können nach ihrer Meinung in unserer Gesellschaft niemals eine umfassende Gleichstellung erlangen, „da die Doppelrolle Mutter und Ausübung eines Berufs immer erhalten bleibt“ (08,43). Im Gespräch mit ihren Eltern habe sie „sehr frühzeitig kritisch staatliche Entscheidungen zu bewerten gelernt“, doch „ohne eine Veränderung zu erwägen. Aus heutiger Sicht eine gewisse Ohnmacht.“ (08,19). Schließlich fühlt sie sich durch die Zulassung von allzu vielen Schulbüchern verunsichert und zieht letztlich den Frontalunterricht der Gruppenarbeit vor (vgl. 08,26).

Auf der anderen Seite gibt es - wenn auch nicht gleichgewichtig - eine ganze Reihe von Antworten, die Kreativität und Lebendigkeit, also *produktive Orientierungen* spüren lassen,

auch wenn diese zum Teil stark sozial vermittelt sind: Sie entwickelt eine ganze Reihe von Vorschlägen zur Veränderung der Grundschule (vgl. 08,26); sie bildet sich zum Beratungslehrer weiter, liest viel und möchte sich wieder einem Zeichenzirkel anschließen; ihr Einsatz, ihre Hilfsbereitschaft und ihr Gerechtigkeitsempfinden wirken oft, aber nicht immer oberflächlich; sie schätzt Güte und Humor (vgl. 08,53); „Bei der Geburt meiner Kinder empfand ich als Summe die gesamte Schönheit des Lebens“ (08,52) und: „Beim Tod meines Vaters empfand ich Erleichterung (langes Leiden) gemischt mit Trauer“ (08,52).

Bezüge zu den Selbstwahrnehmungen der AuswerterInnen: Trotz des Bemühens um Harmonie und Konzentriertheit verliefen die Aufmerksamkeitskurven bei den einzelnen AuswerterInnen sehr unterschiedlich; die bei sich wahrgenommenen Gefühle waren widersprüchlich; die Wahrnehmung der Bezogenheit zur Interviewten variierte von gutem bis gar keinem Kontakt; meist war jedoch wenig Sympathie spürbar. Die meisten störte die gestanzte, genormte, glatte, unpersönliche Sprache. Die Mehrheit fühlte sich eher unwohl. Das Unbehagen oder gar die Aggression zeigte sich in Verspannungen, in körperlichen Druckgefühlen, in Stöhnen. Einzelne fanden sie „so typisch für Ostdeutsche“, allzu kontrolliert und ohne Eigenes.

b) Interview Nr. 26: Marketing-Charakter

Kurzbiographie: Verbeamtete Grundschullehrerin, 41 Jahre alt, unverheiratet, keine Kinder, allein lebend, wohnhaft in einer westdeutschen Großstadt.

Diagnose: Marketing-Charakter.

Einzelnachweise für die Diagnose: Kennzeichnend für den Marketing-Charakter sind insbesondere folgende Äußerungen: „Wenn ich's verrechne“ (26,27) antwortet sie unter anderem auf die Frage nach ihrer Vorbereitungszeit für die Schule und lässt damit deutlich eine Austausch-Tendenz erkennen. Auf die Frage nach der Bedeutung von Religion für ihr Leben, be-



kennt sie: „Aber es fehlt, dass ich tief ergriffen bin“ (26,55). Allzu tiefe Gefühle könnten hinderlich sein für ihren zwischenmenschlichen Austausch und eventuell feste Bindungen oder Verbindlichkeiten nach sich ziehen. Ihre leidenschaftliche Vision vom flexiblen, anpassungsfähigen Menschen drückt sich in ihrem Wunsch aus: „Flexibler wieder zu werden, mehr in der Lage zu sein, auf neue Situationen einzugehen“ (26,57).

Bezeichnend für einen oberflächlichen, unbeständigen, wahllosen, identitätslosen, Marketing-Charakter sind auch folgende Äußerungen: Soll sie das Zahlenverhältnis zwischen Lehrerinnen und Lehrer benennen, ist sie ungenau und bemerkt: „Ich vergess’ immer ein paar“ (26,07). Bei der Frage, warum sie Grundschullehrerin wurde, ist die Motivation ziemlich wahllos: „Ich unterrichte so ziemlich alles... wollte gerne Kinder unterrichten, hätte aber auch was anderes werden können“ (26,22). Für grundsätzliche Neuorientierungen im Berufsleben bleibt sie durchaus aufgeschlossen: „...Ja, auch was Neues dann, wäre nicht schlecht“ (26,25). Pädagogische Vorstellungen zum Schulunterricht kommen und gehen. „Mit pädagogischen Formulierungen halte ich mich zurück, weil ich gemerkt habe, wie es kommt und geht... Bei mir wechselt es auch: Frontalunterricht und offener Unterricht. Würde ich nicht werten“ (26,26).

Das Auskommen mit Kolleginnen wird mit einem nichtssagenden „ist gut“ (26,29) kommentiert, und auch ansonsten scheint sie keine besondere „Kommunikationsspezialistin“ zu sein: „Ich leb’ alleine jetzt gerade“ (26,14; vgl. 26,33); auf störende SchülerInnen „...muss man sich halt drauf einstellen“ (26,32). Vieles ergibt sich aus dem Augenblick bzw. dem Gegenüber. So lautet ihr pädagogisches Grundkonzept: es „ergibt sich aus der Klasse, was man macht“ (26,26).

Freizeitbeschäftigungen „gibt’s ‘ne ganze Menge“ (26,35), doch hinterlässt ihre Aufzählung den Eindruck einer Unverbindlichkeit und Beliebigkeit, der sich dann bei den Aussagen zur bevorzugten Lektüre fortsetzt: „Das ist Querbeet... Kommt immer darauf an. Wenn ich in die Buchhandlung gehe, kaufe ich manchmal was ganz Unberechenbares“ (26,36). „Das wechselt“ ist ihre Antwort auf die Frage, ob sie öfter

ins Kino gehe und was sie da beeindrucke (26,38).

Bei bettelnden Personen kommt es ihr „...auf die Person an“ (26,40) und politisch steht sie „...eher ein bisschen links von der Mitte“ (26,41), doch außer einer gewissen Unbestimmtheit lässt sich daran kaum etwas erkennen. Über ihre politische Aktivität sagt sie selbst: „So richtige Funktionen habe ich da nicht übernommen“ (26,42). Unterlegenheitssituationen werden von ihr weitgehend vermieden und sie fügt hinzu: „...habe mich zum Teil angepasst“ (26,45).

Das Überspielen von Langeweile ist ein besonderes Kennzeichen des innerlich entleerten und darum passiven Marketing-Charakters: Der Beruf dient ihr in erster Linie als Anregungsmedium und deshalb schätzt sie vor allem „dass mir nie langweilig ist“ (26,23). Wahlloses Fernsehen dient demselben Zweck: „Kam schon vor, dass ich lange ferngesehen habe, alles was kommt“ (26,37). Ihre Lebenspartner dürfen keinesfalls langweilig sein (vgl. 26,51), doch häufige Trennungen belegen ihre tief sitzende Beziehungsschwäche (vgl. 26,52). Der Sinn des Lebens wird von ihr als ein ständiger Versuch erlebt: „dabei passiert etwas“ (26,54). Die innere Leere und Passivität äußert sich in der Hoffnung, dass etwas von außen Kommendes sie belebt und verändert: Manchmal passiert etwas durch „körperliche Sachen, die verändern einen auch“ (26,56). Darin gipfelt auch ihre Vision von dem Menschen, der sie gerne werden möchte: „Manchmal passiert etwas, dann ist es da, es kommt von außen“ (26,57). Folgerichtig gilt: „Ich mag das Geheimnisvolle, bin dafür offen, nicht so hier, aber auf Reisen“ (26,55). Bei all ihren Weiterentwicklungsaktivitäten mag sie vor allem „...nicht so festgelegt“ sein (26,56).

Bezüge zu den Selbstwahrnehmungen der AuswerterInnen: Fast alle Mitglieder der Auswertungsgruppe erlebten einen deutlichen Mangel an Konzentration, und niemand war in der Lage, einen tieferen emotionalen Bezug zur der Interviewten herzustellen. Auch Gefühle von Anspannung, Gereiztheit und Trauer traten jeweils bei mehreren Personen auf. Außerdem gewannen formal-sachliche Aspekte an Wichtigkeit. In diesen Selbstwahrnehmungen verdeutlicht sich die ganze Unbeständigkeit, Ziellosigkeit, Identi-



tätslosigkeit und Wahllosigkeit der Befragten, doch ebenso ihre Oberflächlichkeit, Automatenhaftigkeit, Unbezogenheit und ihr Intellektualismus.

c) Interview Nr. 18: Leicht narzisstischer Charakter

Kurzbiographie: Verbeamteter Grundschullehrer, 43 Jahre alt, verheiratet, wohnhaft in einem süddeutschen Dorf.

Diagnose: Verfestigter und ausgeprägter Narzissmus I (leichter Narzissmus). Die Schwelle zum Narzissmus II wird nicht überschritten, da der aggressive Umgang mit seiner Umwelt nicht dominant ist. Erkennbar ist eine Tendenz zur Regression, da er nicht seinem Alter und Intellekt gemäß Verantwortung übernimmt und allen notwendigen Konflikten aus dem Weg zu gehen versucht.

Einzelnachweise für die Diagnose: Für seinen Narzissmus sprechen unter anderem folgende Äußerungen und Beobachtungen: Er geht möglichen *Konflikten* am liebsten *aus dem Weg* bzw. er will sich nicht darüber äußern. Mit seinen LehrerkollegInnen kommt er „*eigentlich* recht gut“ aus (18,22). Auf die Frage, wie er mit störenden Schülern umgehe, antwortet er: „Schwierig zu beantworten, ist ganz unterschiedlich! Ist vollkommen von der Situation abhängig“ (18,32). Auf die Frage, in welchen Situationen er einen anderen als Konkurrenz empfindet, wird er erst sehr nachdenklich und ist ratlos: „Da muss ich überlegen... Wüsste keine Situation. Beruflich gibt es da nichts. In der Familie auch nicht. Ich habe da zu wenig Kontakte.“ (18,44). Wie schwer er sich mit anderen Menschen tut, zeigt sich auch bei der Frage, was er an sich selbst am wenigsten möge: Das habe „mit dem Durchsetzungsvermögen zu tun, gegenüber anderen. Würde mich gerne durchsetzen, würde gerne Entscheidungen leichter treffen.“ (18,48).

Die einzelnen Nahestehenden versucht er *narzisstisch zu vereinnahmen*: An seinem Beruf schätzt er, dass es da „nicht so sehr um Erziehung (geht), die von mir negativ bewertet wird, sondern mehr um Beziehung“ (18,23); entspre-

chend ist sein Interesse an den Kindern in der Schule von der Möglichkeit geprägt, dass er beliebt wird: „Ich schätze den Umgang, empfand nicht so viel Eingespanntsein, mir gefiel das Erfri-schende der Kinder“ (18,22). Zum eigenen Kind hat er eine „enge, intensive Beziehung; steht der Mutterbeziehung nicht nach, gleiche Intensität“ (18,34). Sicher fühlt er sich „beim Umgang mit Kindern, auch in der Haushaltsführung“ (18,46), während er politisch nicht aktiv ist, weil er „zu wenig Bezug dazu“ hat (18,42). „Sich aus der Beziehung abzukoppeln“ und ihn „bevormunden oder unterdrücken zu wollen“ sind denn auch für ihn negative Kennzeichen eines Partnerverhaltens (18,51).

Sein *Harmoniebedürfnis* ist sehr groß: Der Partner soll „tolerant, einfühlsam“ sein und „Sinn für ein ›Wir-Gefühl‹ haben“ (18,50). Danach gefragt, wieviel er täglich fernsieht, antwortet er: „Eigentlich sehen *wir* schon regelmäßig...“ (18,37). Fühlt er sich ungerecht behandelt, dann versucht er „die Sache zu klären und Dinge anzusprechen“ (18,49). Auch in seiner zweiten Ehe lebt er seinen auf die Familie ausgedehnten Narzissmus. Als er drei Menschen nennen soll, die er besonders schätze, antwortet er: „Könnte sagen, es sind meine Kinder und meine Frau. Kann und will ansonsten diese Frage eigentlich nicht so beantworten“ (18,53). Dass er die Familie als Ausweitung seines narzisstischen Selbst begreift, wird auch darin sichtbar, dass „der größte Teil des Geldes ... für meine Familien draufgeht“ (der Plural steht auch für die drei Kinder aus der ersten Ehe).

Seine bevorzugte Lektüre ist „psychologische Literatur und Esoterik“ (18,36), mit der er seinen *narzisstischen Vollkommenheitswunsch* zu befriedigen sucht: „Es gibt durchaus für mich einen Sinn (des Lebens). Esoterische Sichtweise: Unvollkommenheiten sind da, mit denen wir auf diese Welt kommen, und diese abzubauen, ist der Sinn des Lebens“ (18,54). Gegen das, was Kirchen und etablierte Religionen hierfür zu bieten haben, hat er eine „starke Abneigung“. „Den ›Draht nach oben‹ muss man selber suchen, und die offiziellen Lehren stören da mehr als dass sie helfen“ (18,55).

Wird er in seiner *Großartigkeit* gekränkt und kann er einer solchen Kränkung nicht aus dem Weg gehen, dann wird er wütend: Als er



um Geld angebettelt wurde und 20 Mark gab, die Bettlerin dies als zu wenig monierte, da „machte mich (das) wütend“ (18,40). Dass er nicht viel ins Kino geht, liegt nicht daran, dass ihn Kino nicht interessiert; vielmehr ist er „eher in letzter Zeit *enttäuscht*“ (18,38). Besonders auffällig ist seine Reaktion auf die Frage, welche Eigenschaften er an sich selber besonders schätzt: Er lacht und meint, „dies ist ein wenig zweischneidig, ist ja wirklich komisch. Muss mir zu Dingen nicht unbedingt eine Meinung bilden, betrachte eine Sache von verschiedenen Aspekten und kann dies so stehen lassen...“ (18,48); in Wirklichkeit meint er, dass er keinen echten Bezug zu etwas hat.

Bezüge zu den Selbstwahrnehmungen der AuswerterInnen: Fast alle AuswerterInnen spürten bei der Auswertung zu Beginn des Interviews ein wohliges, warmes, selbstgefälliges Gefühl, das sich bei allen anschließend änderte. Bei einer Auswerterin kam das Bild des „Gockelhahnes“ auf und sie dachte: „armer Eigenbrötler“; gegen Ende war ihre Grundstimmung depressiv. Ein Auswerter und eine Auswerterin empfanden das Interview als „Spiel“, das Spass machte, wobei die Auswerterin deutlich spürte, dass sie damit zum Interviewten auf Distanz ging. Eine andere spürte eine deutliche Enttäuschung, je länger das Interview ging. Auffällig war auch, dass derjenige, der die Rolle des Interviewten übernahm, im Laufe des Interviews immer lauter wurde, während der Interviewer immer leiser wurde. Für alle AuswerterInnen galt, dass sie sich intensiv mit dem Bild des Interviewten beschäftigten und dass keine ausgesprochen aggressiven Selbstwahrnehmungen gemacht wurden. Schließlich bemerkte noch der Interviewer, dass er damals nach der Durchführung des Interviews regelrecht „geschafft“ war, so strengte es ihn an, mit dem Interviewten den inneren Kontakt zu halten.

3. Charakteristische Fragen und Antworten

Es folgen Auswertungen, bei denen alle Antworten, die jeweils auf eine Frage gegeben wurden, in Beziehung zu den diagnostizierten Charakterorientierungen gesetzt werden („Querauswer-

tung“). Von den insgesamt 37 Querauswertungen, die durchgeführt wurden, werden nachfolgend einige besonders „ergiebig“ abgedruckt. Es wird jeweils zunächst umrissen, welche Absichten und Erwartungen wir mit der Frage verbunden; wenn möglich wird die Auswertung unter dem Gesichtspunkt des Ost-West-Vergleichs vorgenommen. Das Hauptinteresse gilt freilich dem Aufweis des inneren Zusammenhangs zwischen den Antworten und der ihnen zugrunde liegenden Charakterorientierung sowie der Unterschiedlichkeit der Antworten bedingt durch die jeweilige Dominanz der Charakterorientierung beim Befragten.

a) Was mögen Sie an Ihrem Beruf? (Frage 23)

Mit der Frage sollten insbesondere Produktivität, Interessiertheit, Motiviertheit und vor allem liebende Bezogenheit auf der einen Seite und Depressivität, Gleichgültigkeit, Verzweckung von Beziehungen oder autoritäre Bindungen auf der anderen Seite ermittelt werden.

Die Antworten der meisten Befragten die Beziehung beschreiben vor allem die Beziehungen zu den Schulkindern, also die Bezogenheit zu Menschen und nicht zu Dingen. Um so wichtiger ist es, dass bei der systematischen Betrachtung diejenigen Antworten besonders beachtet werden, in denen menschliche Bezogenheit keine oder eine untergeordnete Rolle spielt.

Eine für eine *produktive Charakterorientierung* typische Antwort, die liebende Bezogenheit erkennen lässt, lautet: „Man ist immer mit den Kindern zusammen. Das ist besonders schön. Überhaupt ist man immer mit Menschen zusammen. Und es gibt dabei nichts Stupiden. Jeden Tag bietet die Arbeit ein anderes Bild. Es bereitet mir große Freude, wenn die Kinder etwas lernen. Mir gefällt auch, dass eine freiere Zeiteinteilung möglich ist als in anderen Berufen“ (12,23).

Alle (!) als *autoritär* eingestuftes LehrerInnen betonen die Freude, die Sie in der Bezogenheit auf die Kinder erfahren (Abwechslung, Freude, Spass, Zuwendung, Ausgefülltsein, Vielseitigkeit, Neugier der Kinder, ihre Spontaneität und Begeisterungsfähigkeit der Kinder, Lachen mit den Kindern, direktes Zusammensein). Der



autoritäre Charakter schätzt Bezogenheit. Dies kommt hier deutlich und auch produktiv zum Ausdruck. Trotzdem gibt es in einigen Antworten Indizien, dass es nicht immer nur um eine liebende Bezogenheit geht, sondern auch um eine autoritäre Abhängigkeitsbeziehung, etwa wenn die Dankbarkeit der Kinder besonders betont wird (01,23), oder in Äußerungen wie: „Gerade die Kleinen ... bringen dir Bildchen“ (05,23); „Kleine Kinder kann man schnell begeistern“ (06,23); „...ich hänge an den Kindern unheimlich“ (09,23); „...man nur ab und zu einige Impulse zu geben braucht“ (13,23); „...wenn der Stoff von allen ‚gelöffelt‘ wurde, wenn auch die ‚Pappenheimer‘ es geschafft hatten“ (14,23).

Ein anderer Aspekt des autoritären Charakters, die Lust an der Formbarkeit der Kinder, kommt in folgender Antwort besonders deutlich zum Ausdruck: „Habe eine 1. Klasse. Ich kann meine Ideale und was ich im Studium gelernt habe, hier anwenden. Die 4. Klasse war schwieriger, die Kinder sind dann schon durch mehrere Hände gegangen. Die Erstklässler sind ganz offen und anhänglich. Man kann sehr viel außerhalb des Lernens mit ihnen machen, sie positiv formen“ (24,23). Eine betont autoritär-paternalistische und zugleich auch distanzierte Antwort ist die Folgende, die schnell und bestimmt vorgebracht wurde: „Das wichtige in meinem Beruf ist der tägliche Umgang mit Menschen und die Möglichkeit, ihnen hilfreich erzieherisch und sozialpsychologisch zur Seite zu stehen. Die Vermittlung von Wissen muss sich in eine sozial gesunde Atmosphäre einordnen“ (08,23).

Ist für die Antworten der autoritären Charaktere die Betonung der Bezogenheit auf die Kinder besonders auffällig, während nur hin und wieder die freie Zeiteinteilung als Attraktivität des Lehrerberufs genannt wird, ist die Gewichtung bei den *Marketing-Orientierten* umgekehrt: Hier wird zwar auch die Beziehung zu den Kindern erwähnt, eine liebende Bezogenheit wird jedoch in keiner der Antworten spürbar; die Abwechslung in der Tätigkeit steht als Zufriedenheitsmerkmal eindeutig im Vordergrund wie die folgenden Zitate belegen: Attraktiv ist „die Vielfalt der Anforderungen, die Abwechslung“ (16,23). Eine andere lacht und mag „die Ferien“ am Beruf, räumt zugleich aber ein: „Ich bin be-

rufsmüde, liegt auch an der Schule (am Einzugsgebiet ‚Fixerszene‘)“ (17,23). Geschätzt ist „die Vielseitigkeit, die Psychologie in der Pädagogik nicht nur in bezug auf die Kinder, sondern auch auf die Eltern... Ich springe gerne; allerdings meine ich das nicht oberflächlich“ (20,23); weniger rationalisierend ist das lapidare Eingeständnis, am Beruf des Grundschullehrers zu mögen, „dass mir nie langweilig ist“ (26,23).

Bei den als *narzisstisch* eingestuften Lehrern ergibt sich kein ganz so eindeutiges Bild. Anzeichen für eine narzisstische Verzweckung finden sich, wenn jemand die Arbeit mit Kindern mag, „weil sie dankbar und leichter motivierbar sind. Es war herrlich...“ (10,23) bzw. den Umgang mit ihnen, „den sogenannten unverbildeten Kindern“ mag (30,23). Ansonsten steht eine liebende Bezogenheit zu den Kindern generell nicht im Vordergrund, sondern andere Zufriedenheitsmerkmale wie etwa, dass kein hohes Wissensniveau oder dass kein Erfolgsstress notwendig sei, oder dass es viele Ferien gebe; die pädagogische Freiheit wird genannt und dass man Zeit für die eigene Familie habe.

Bei den beiden als *hortend* eingestuften Interviewten lässt sich die eine Antwort (03,23) dem autoritären Schema zuordnen, während die andere (27,23) eher dem Muster der Marketing- und narzisstisch Orientierten folgt (Betonung der Freiheit in der Zeiteinteilung und Freiheit in der Arbeit).

Der als *nekrophil* Beurteilte zeigt als Besonderheit eine auffällige Konzentration auf das Negative: Beklagt wird bei der positiv gestellten Frage „eine Menge an Routine“ und es wird als positiv festgestellt, dass „man Fehler eines Jahres im nächsten wieder ausbessern“ kann (21,23).

b) Wenn Sie eine Grundschule ganz nach Ihren Vorstellungen gestalten könnten: Was und wie sollten die Kinder dort lernen? (Frage 26)

Mit der Frage sollten primär produktive Strebungen angesprochen werden: Produktivität, Kreativität, Eigenständigkeit, Autonomiefähigkeit. Die kreative Leistung, die zur Lösung der Aufgabe verlangt wird, ist insbesondere die Bewältigung der Spannung zwischen strukturellen (bürokratischen) Vorgaben und Individualität.



Unsere Hypothese lautet: Je nach Charakterorientierung wird der/die Befragte mit dieser Spannung unterschiedlich umgehen.

Der *produktive* Charakter wird die Spannung bewältigen. Er wird einerseits phantasievolle und originelle Ideen entwickeln, andererseits aber die Realisierbarkeit miteinbeziehen. Das Bedürfnis nach Struktur wird an sachlichen Notwendigkeiten entwickelt und stellt keine wesentliche leidenschaftliche Streben dieser Orientierung dar.

Die Antwort des als dominant produktiv eingestuften Lehrers erfüllt tatsächlich diese Erwartungen. Die Antwort ist phantasievoll und realitätsbezogen zugleich. Wegen des exemplarischen Charakters hier der vollständige Wortlaut:

„Also das Lernziel, dass die Kinder rechnen, lesen und schreiben können, soll schon erreicht werden. Aber ich würde methodisch einiges ändern. Das Klassenzimmer soll wie ein Wohnraum für die Kinder sein. Sie sollen sich dort so richtig wohl fühlen, wie zu Hause. Dort soll es verschiedene Ecken für sie geben. Eine Ecke soll für Bücher sein, eine für Spiele. Eine Ecke soll zum Abschalten sein und eine für Bilder der Familie. Dort sollen die Kinder mit Fotos von ihrer Familie, die sie dort aufhängen können, von zu Hause erzählen können, so dass die Kinder mit den Familien anderer Kinder vertraut werden. Dann wäre ich für die Abschaffung der strikten Trennung zwischen den Deutsch-Disziplinen. Zum Beispiel soll ein Text der Heimatkunde auch ein Lehrstück für Rechtschreibung und Grammatik sein. Aber solche Dinge praktiziere ich ja zum Teil schon. Dann wünsche ich mir auch verbesserte äußere Bedingungen für den Sportunterricht.“(12,26)

Insgesamt sind 16 Interviews als dominant *autoritär* diagnostiziert (zwölf Ost, vier West). Wir vermuteten, dass sich in diesen Interviews, wenn auch unter Umständen verdeckt, der Wunsch nach eindeutigen Strukturen zeigt. Die Antworten dieser Befragten sind ziemlich phantasie reich und, zugleich konstruktiv und realitätsbezogen. Nur in etwa der Hälfte der Interviews zeigten sich bei dieser Frage eindeutig autoritäre Tendenzen, vorrangig bei den Interviewten aus Ostdeutschland. Einige beispielhafte Antwortauszüge machen deutlich, wie sich das Autoritäre darstellt:

„....Rahmenlehrplan müsste wohl sein; ...ich bin gegen diese unheimlich spielerischen Formen“ (01,26); „....solide Ausbildung muss sein bei aller Phantasie“ (02,26); „Ich würde wohl nichts Weltbewegendes verändern... Sicher müsste man da sehr ins Detail gehen, vielleicht am jeweiligen Lehrplan“ (06,26); „methodisch würde ich sowohl die klassische frontale Methode als auch den Gruppenunterricht anwenden, beides führt zum gleichen Erfolg, wobei Gruppenunterricht grundsätzlich den Schülern mehr Spass macht aber weniger leistungsorientiert ist, wirkt sich negativ auf leistungsschwache Schüler aus. In der Gruppe nimmt grundsätzlich der Leistungsstarke die Führungsrolle“ (08,26). „Ich bin aber keineswegs für eine antiautoritäre Erziehung. Kinder können nichts lernen, wenn alle durcheinander schreien...“ (14,26); „Ja, dann würde ich in der ganzen Grundschule Wert auf Ästhetik legen, Umgangsformen beibringen; den Sinn für's Schöne wecken“ (15,26); „dass man wenig Druck ausübt, aber so, dass man trotzdem Autorität ist und die Kinder lernen und einen ernst nehmen“ (24,26).

Bei *narzisstisch* Orientierten vermuteten wir mangelnde Realitätsbezüge und Größenphantasien. Ganz so einfach zeigte sich der Narzissmus in den Antworten jedoch nicht. Die als leicht narzisstisch qualifizierten Lehrer gaben relativ ausführliche Antworten, die aber eher abstrakt und intellektuell formuliert waren. Es ist verhältnismäßig viel von Modellen, Projekten/Projektwochen, Hinzuziehung weiterer Fachleute wie Sonderpädagogen und Psychologen u. ä. die Rede. Die Befragten beschäftigten sich auffallend viel mit den Stärken und Schwächen der Kinder und wie damit umgegangen werden soll. Problematisiert wird, ob man Sonderschulfälle „aussortieren“ oder Fachleute hinzuziehen soll, ob es Noten geben soll, wie groß die Klassenstärke sein soll und ob es Vorrückfächer geben soll. -

Alle diese Antworten haben mit der Fragestellung nur bedingt etwas zu tun (ideale Grundschule) und deuten in der Projektion auf die Kinder auf das unsichere Selbstgefühl des leicht narzisstischen Lehrers. In den Antworten der autoritär orientierten LehrerInnen spielen diese Fragen nur eine sehr untergeordnete Rolle: Sie konzentrieren sich auf die konkrete Verbesse-



rung des gesamten Grundschulunterrichts. Bei den narzisstisch Orientierten hatten wir die vorliegende Art der Antworten nicht erwartet, doch sie lassen sich plausibel deuten.

Für die *Marketing*-Orientierten unterstellten wir eher Oberflächlichkeit und fehlendes echtes Interesse. Auffällig waren aber andere Aspekte, vor allem ihre Flexibilität. Die Befragten, die dominant der Marketing-Orientierung zugeordnet wurden, bevorzugten wie die leicht Narzisstischen Modelle und Experimente, wollen die Schulpflicht aufheben, mehr Projektunterricht, einen großen Handlungsspielraum und kein Arbeiten nach Programm. Alles wird flexibel und offen, es gibt keine festen Maßstäbe und Richtlinien mehr: „Ich fände es sinnvoll, wenn die Schulpflicht aufgehoben würde. Das wäre der Angelpunkt für mich. Niemand würde dann gezwungenermaßen zur Schule gehen“ (16,26). „Ich kann es ja nach meinen Vorstellungen gestalten (lacht). Ich kann das umsetzen, was ich mir wünsche. Es liegt alles in der Hand des Lehrers. Wir haben einen großen Handlungsspielraum hier an der Schule“ (20,26). „...ist individuell, ist kein Programm aufzustellen. Bei mir wechselt es auch: Frontalunterricht und offener Unterricht. Würde ich nicht werten, ergibt sich aus der Klasse, was man macht. Honorarkräfte sind auch mal gut, Schauspieler und Eurhythmieunterricht hatten wir gerade“ (26,26). - Was bei den Marketing-Orientierten zunächst sehr reformfreudig aussieht, hat nur einen Haken: Es finden sich kaum konkrete Vorstellungen, alles bleibt in Worthülsen und Schlagworten hängen.

Der *hortende* Charakter drückt sich dagegen verhältnismäßig konkret aus: Er möchte Spielflächen in den Pausen und helle Klassenzimmer, mehr Material für die Kinder, mehr Lernangebote. Zwar wird hier auch von Freiräumen gesprochen, der Hortende lässt aber keine komplexere Phantasie zu. Entsprechend knapp sind die Antworten.

Als dominant *nekrophil* wurde nur ein Interview diagnostiziert. Die Antwort dieser Befragten ist auffällig knapp (ein Satz). Es wird keine weitergehende Phantasie zugelassen. Es wird zwar von Angstfreiheit geredet und im Nebensatz negativ abgegrenzt, dann geht es aber sofort um die Leistungsansprüche. „Sie sollten angstfrei lernen, nicht im Sinne der Waldorf-Pädagogik, sondern

mit gewissen Leistungsansprüchen“ (21,26). Die Frage, die einen starken Anreiz zur Kreativität bietet, wird somit überhaupt nicht genutzt:

c) Wie gehen sie mit einem Schüler / einer Schülerin um, der / die stört? (Frage 32)

Die Frage soll klären helfen, wie der oder die Befragte mit Aggressionen umgeht und sich bei Provokationen und in speziellen Konfliktsituationen verhält. Da hier nach Disziplin und Strafe und also nach Beherrschen und Sich-Unterwerfen gefragt wird, werden für die autoritäre Charakterorientierungen besonders aufschlussreiche Antworten erwartet.

Entsprechend der Grundstrebung, die für die einzelnen Charakterorientierungen typisch ist, werden je verschiedene Antworten *erwartet*:

- Personen mit *autoritärer Charakterorientierung* setzen voll und ganz auf repressive Maßnahmen in „wohldurchdachter“ Graduierung, um auf jeden Fall die Ordnung wieder herzustellen, denn eine Bedrohung der Autorität bzw. der autoritären Struktur stellt eine Bedrohung ihrer selbst dar.
- der *Marketing-Charakter* passt sich den Gegebenheiten an, es geht ihm um das Bild, welches die Gesellschaft von ihm hat. Diesem will er entsprechen. Zu erwarten sind unterschiedliche Befunde, resultierend aus den verschiedenen Erwartungen der jeweiligen Gesellschaftsgruppen im jeweiligen sozialen Umfeld - polarisierend in dörflichem Milieu und Großstadt. Die Interviewten mit eindeutiger Marketing-Orientierung werden sich nicht festlegen wollen.
- da der *Hortende* den Umgang mit anderen immer besitzergreifend gestaltet und auf Wertbeständigkeit aus ist, wird als typische Antwort eine „besitzstandswahrende Äußerung“ erwartet: „Ich bin eins mit meinen Kindern, habe Verständnis für sie und sie verstehen letztlich mich. Ich bin also anerkannt in meiner Position, bin somit nicht in Gefahr.“
- für die *narzisstische Charakterorientierung* ist ein Konfliktleugnen („Disziplinprobleme kenne ich nicht!“) zu erwarten bzw. die konsequente Entfernung des störenden Schü-



lers aus dem Unterricht, da ein jedes „Infragestellen des großartigen Lehrers“ für diesen eine nicht haltbare und nicht aushaltbare Bedrohung darstellt.

- für die *nekrophile Orientierung* kann als typisch erwartet werden, dass klare Regeln (vom Lehrer aufgestellt) zu befolgen und in jedem Falle einzuhalten sind. Es geht stets um „Recht und Ordnung“, unabhängig von der Situation und dem betreffenden Schüler. Ist das Ausleben der Nekrophilie mittels offener Gewalt verdrängt, dann zeigt sich das Nekrophile in der Niederschlagung und Ausrottung von allem Affektiven. Wird die Nekrophilie gewalttätig ausgelebt, dann wird auch zugelassen, dass Kinder untereinander Gewalt anwenden gemäß dem Spruch: „Das Leben ist hart - gelobt sei, was hart macht!“
- der *produktive Charakter* nimmt die Probleme des Lebens, das Aggressive und Provokierende wahr, sucht aber zu verstehen, welche Not und welches Bedürfnis hinter dem Störenmüssen steht, um dann zu partnerschaftlichen Lösungen des Konflikts zu kommen.

Der Vergleich der erwarteten Antworten mit den tatsächlich gegebenen ergibt Folgendes: Von den 16 von uns als *autoritär* erkannten Personen, werten neun den störenden Schüler als Bedrohung des Prinzips und antworten mit kategorischem Widerstand. Da zählt einzig der Sieg der Autorität und die damit verbundene Wiederherstellung der „gottgewollten“ Ordnung (01; 05; 11; 13; 14; 15; 19; 24 und 29). In drei Fällen wird das Stören nicht als Provokation gewertet. Durch gezielte Aktionen und bewusst defensives Verhalten, wird der drohende Konflikt vermieden (04; 06; 08). Weitere drei Interviews offenbaren die Tendenz, Konflikte mit Schülern zu leugnen. Auffallend hierbei ist, dass es sich ausschließlich um Lehrer aus der Großstadt handelt und wir bei diesen auch immer eine Mischung mit der narzisstischen Orientierung feststellen konnten (02; 09; 22). Einzig bei Interview 07 fiel die Antwort gänzlich aus.

Den *Marketing-Charakter* fanden wir nur in der Großstadt. Wie vermutet stellen für alle vier Befragten Disziplinverstöße kein Problem dar:

Man hat alles im Griff, da gibt es keine Probleme; alle Anforderungen an die Lehrerpersönlichkeit werden ausnahmslos erfüllt. „Wenn ich ausgeruht bin, kann ich gut damit umgehen“ (16,32); „Man muss die Taktik wechseln, ... aber im allgemeinen reicht Meckern“ (17,32). „Wenn ich voll in der Sache stehe, stört keiner“ (20,32). „...man muss sich halt darauf einstellen“ (26,32).

Augenfällig waren die Befunde bei den *leicht narzisstischen* LehrerInnen. Im Vordergrund standen abgestufte Reaktionen der „Konfliktleugnung“: Einige versuchen den offenen Konflikt mit einem Schüler zu vermeiden, indem sie Aggressionen und Provokationen nicht auf sich persönlich beziehen, sondern das Stören des Schülers als Ausdruck eines „individuellen Problems“ ansehen: „Manche brauchen eine bestimmte Aufgabe, ohne dass man böse mit ihnen war“ (10,32); ich „versuche ... Störfaktoren zu klären und abzubauen und versuche den Schüler dann einzubinden“ (23,32); „Schlafen können die Schüler, doch die Störung des Nachbarn ist unakzeptabel“ (25,32). Eine Interviewte fühlt sich selbst bedroht: Ich „werde nervös, unsicher und innerlich aggressiv“ (28,32) und wehrt sich mit harten Regeln. Eine andere lässt „auch schon Brüller“ los oder bestellt die Mutter ein (30,32).

Ganz wie erwartet äußern sich die beiden Lehrerinnen mit einer *hortenden Charakterorientierung*: „Ich habe gelernt, dass man mit solchen Kindern nur in Ruhe umgehen kann...; nehme so etwas immer zum Anlass, mich in die Kinder hineinzusetzen“ (03,32). „Verständnis und klarmachen, in diesem Rahmen geht das so nicht aus. Das wird akzeptiert“ (27,32).

Im *nekrophil* eingestuften Interview fanden sich die erwarteten Handlungsmuster. Genau wurde aufgezählt, welche konkreten Strafmaßnahmen, in festgelegter Folge angewendet werden: „Zunächst wird er humorvoll berufen, danach deutlicher; wenn das nichts nützt, an einen Extra-Tisch gesetzt, dann vor die Tür, dann ins Lehrerzimmer. Er kann auch, um beschäftigt zu sein, zu einem Hilfsdienst, z. B. Hefte austeilen oder einsammeln, herangezogen werden“ (21,32).

In Falle der *produktiven Charakterorientierung* zeigt sich die Möglichkeit der gemeinsamen Suche nach Problemlösungen von Lehrer und



Klasse, notfalls unter Einbezug der Eltern: „Zunächst wird er darauf angesprochen. Wenn das nichts nützt, wird die Klasse miteingeschaltet. Meistens hilft es dann, wenn sich seine Freunde mit dagegen äußern. Droht die Störung aber zur dauerhaften Haltung zu werden, gibt es im äußersten Fall einen Eintrag in das Hausaufgabenheft. Mit den Eltern wird dann ein Gespräch geführt, das die Ursachen des Verhaltens ergründen soll“ (12,32).

d) In welchen Lebenssituationen waren Sie tief bewegt? Was haben Sie dabei gefühlt? (Frage 52)

Mit dieser Frage sollen Gefühlsfähigkeit, Betroffensein und affektives Ausdrucksvermögen ermittelt werden. Insbesondere zielt sie darauf ab, Erkenntnisse über Reaktionen auf Trennungserleben und Wachstumserleben zu gewinnen. Außerdem geht es um Biophilie oder Nekrophilie und um die Frage, ob das Erleben personen- oder sachbezogen ist, ob Beziehungserleben oder Sensationserleben im Vordergrund steht.

Die jeweiligen Antworten geben für einen Ost-West-Vergleich relativ wenig her; dafür um so mehr mit Blick auf die unterschiedlichen Charakterorientierungen. Hier interessieren die genannten Lebenssituationen, vor allem aber, ob und welche Gefühle erwähnt werden. Lebenssituationen, die einen tief bewegen, sind naturgemäß erwartete oder unerwartete Ereignisse, die affektive Reaktionen hervorrufen. Die Kennzeichnung „tief bewegt“ lässt in erster Linie Betroffenheit erwarten und erst nachrangig Hochgefühle.

Ein *Überblick über Angaben* zeigt, dass Geburt und Tod mit jeweils 14 Nennungen am häufigsten genannt wurden. Es folgen Trennungen und Scheidungen (sechsmal); Krankheit und Abschied (viermal). Positive Ereignisse und Hochgefühle werden seltener erwähnt: Je zweimal werden die Heirat, das Verliebtsein und die gewonnene politische Freiheit genannt.

Nur bedingt aussagekräftig ist die *Zuordnung der genannten Lebenssituationen zu den Charakterorientierungen*: Die „Geburt“ als tief bewegende Lebenssituation wird bei allen Charakterorientierungen erwähnt. Auch vom „Tod“

sprechen mit Ausnahme des produktiven Charakters alle nicht-produktiven Charakterorientierungen. Bezeichnenderweise fehlt das Thema „Trennung“ bei der hortenden Orientierung, und nur narzisstische und Marketing-Orientierte waren beim Thema „Abschied“ tief bewegt. Ebenso typisch ist, dass beim erfolgsorientierten Marketing-Charakter und beim sich unfehlbar wählenden Narzissten die Nennung „Krankheit“ fehlt.

Sehr aussagestark ist die Analyse der *Beziehung zwischen den Charakterorientierungen und den genannten Gefühlen*. Hier fällt nämlich auf, wie plastisch, gefühlsstark, bezogen, intensiv die Gefühlsäußerungen bei den dominant autoritären LehrerInnen ist, während die Marketing-Orientierten, die Narzissten und die Hortenden meist so distanziert zu ihrem Gefühlserleben sind, dass sie trotz der Aufforderung, Gefühle zu benennen, über die pure Wiederholung des Faktums, „tief bewegt“ gewesen zu sein, nicht hinauskommen und also unfähig sind, Gefühle zu spüren und zu äußern.

Wie gefühlsfähig und ausdrucksstark die autoritären LehrerInnen sich äußerten und wie typisch die genannten Gefühle für die Bezogenheitsart des *autoritären Charakters* sind, zeigt sich bei näherem Hinsehen: Sie sprechen von „tiefer Trauer“ (02,52), von „tief deprimiert und traurig“ (09,52), „tiefer Enttäuschung“ (06,52), von „ganz schrecklich“ (29,52), „unvorstellbar“ (11,52) und „unbeschreiblich“ (04,52; 19,52), aber auch von „unbegreiflichem Staunen“ (05,52) und einem „Gefühl ungeheurer Dankbarkeit“ (08,52). Die Geburt erleben sie nicht als eigenes Hervorbringen, sondern als „ein Wunder“ (24,52; 09,52), „wie ein Geschenk“ (29,52), als ein „unbegreifliches Staunen“ (05,52). Trennung und Tod werden als wirkliche Verluste erlebt, so dass sie traurig, deprimiert, schockiert, völlig am Ende, voller Tränen, enttäuscht, einsam, verlassen, ohnmächtig sind. Überhaupt fällt das breite Spektrum der Gefühlsnennungen auf: Trauer, Angst, Freude, Dankbarkeit, Erleichterung, Ohnmachtsgefühl, Enttäuschung, Verliebtsein usw.

In scharfem Kontrast zum autoritären Charakter stehen die Antworten der *Marketing-Orientierten*: Alle nennen zwar Lebenssituationen, doch von den vier LehrerInnen sind zwei



völlig unfähig, ein Gefühl zu benennen; statt dessen wiederholen sie die Feststellung, dass sie „tief bewegt“ waren. Die wenigen Gefühlsäußerungen der anderen beiden sind kennzeichnend: Eine fühlt sich bei der Trennung „tief entwurzelt“ (17,52), eine andere fühlt beim Tod der Mutter „Fassungslosigkeit“ (20,52).

Auch die Antworten der sechs *narzisstischen LehrerInnen* auf die Frage nach den Gefühlen sind charaktertypisch: Drei nennen keine Gefühle oder äußern sich formal, eine glaubt nicht einmal, dass sie „tief“ bewegt war (28,52). Die geäußerten Gefühle passen sehr zur narzisstischen Persönlichkeit. Wenn sie positiv sind, dann ist man „überwältigt“ und findet etwas ganz „toll“ (10,52); geht es um Trennung, Verlust, Infragestellung, dann kommt es zu Wut und Enttäuschung bzw. zu einer „Paniksituation“, bei der der „Frust im wahrsten Sinne des Wortes hinuntergefressen“ wird (25,52); es wird dann „ganz große Leere empfunden, ein Gefühl zu versinken, mich aufzulösen, zu schweben, nicht mehr dazusein“ (30,52).

Auch die beiden *hortenden* Lehrerinnen reagierten charaktertypisch. Die eine kann zwar die Geburt ihrer Kinder und den Tod der Großmutter nennen, erlebte sich aber gefühlsmäßig „völlig überrannt und überfordert“ und war wegen ihrer Grundstrebung alles bei sich behalten zu müssen, „nicht in der Lage, Trost zu spenden“ (03,52). Der anderen fällt typischerweise kein eigener Verlust ein, aber doch „spontan“ der Tod eines Kindes in der Nachbarschaft. Außer der die Frage wiederholenden Feststellung, dass sie dies „wahnsinnig getroffen“ (27,52) habe, vermag sie kein Gefühl zu äußern.

Dass der einen *nekrophil* orientierten Lehrerin nur Todes- und Trennungserfahrungen einfallen, passt ebenso zu ihrer Charakterorientierung wie die zweimalige Nennung von „Verzweiflung“ (21,52) als dabei erlebtes Gefühl. Immerhin aber war sie imstande, diesen Gefühlszustand zu nennen und musste sie ihre Erfahrungen nicht „cool“ verleugnen.

Der als dominant *produktiv* erkannte Lehrer nennt zunächst die „Geburt der kleinen Anna, der Tochter meiner Schwester“, dann die Trauer, „als ich zum ersten Mal eine vierte Klasse nach vier Jahren Zusammensein wieder abgegeben habe. Da hätte ich heulen können“ (12,52). Sei-

ne direkte liebende Bezogenheit spiegelt sich in der Nennung des Namens des Kindes (kleine Anna) wie in der Nennung des Trennungserlebens, die Kinder nach der vierten Klasse herzugeben und darüber traurig zu sein.

e) Nennen Sie drei Menschen (lebende oder verstorbene), die Sie besonders schätzen und sagen sie jeweils, warum. (Frage 53)

Mit dieser Frage soll zunächst in Erfahrung gebracht werden, wie die Befragten zu Vorbildern stehen, ob sie solche anerkennen oder nicht, in welchem Maße sie sie idealisieren und welche Funktion sie für das eigene Identitätserleben haben. Aufgrund der Nennungen lässt sich erkennen, wen bzw. was die Befragten mehr wertschätzen: Menschen oder Sachen, Nahestehende oder kulturelle Größen, Lebende oder Tote. Mit der Frage soll zugleich die inzesthafte, autoritäre oder narzisstische Bindung der LehrerInnen an Familienmitglieder, Nationalität, Rasse ermittelt werden bzw. deren Orientierung an humanistischen Idealen und Personen. Ähnlich wie bei Frage 52 richtet sich das Augenmerk sowohl auf die Nennungen wie auf die Begründungen, wobei die Begründungen auch über die Werte Auskunft geben, die für die Betroffenen wichtig sind.

Alle Befragten haben eine Person genannt; bei vier Befragten fehlte jede weitere Nennung, acht weiteren fiel keine dritte Person ein. Geht man von den 74 Nennungen aus, ohne die Reihenfolge zu berücksichtigen, ergibt sich folgendes Bild: nur knapp 7 % sind öffentlich bekannte Persönlichkeiten, während 93 % Menschen aus dem Familienkreis (56,5 %) oder Bekanntenkreis (36,5 %) sind. Gut zwei Drittel der genannten Personen sind noch lebende Menschen. Vorbilder werden also generell nicht in den Großen der Geschichte und Gegenwart gesucht, sondern in der nächsten Umgebung und bei persönlich bekannten Menschen, zu denen die Betroffenen eine besondere Bindung und Beziehung haben.

Diese Beobachtung wird noch unterstrichen, wenn man nur die 30 Personen berücksichtigt, die den Befragten zuerst eingefallen sind: Hier gibt es ausschließlich Nennungen aus dem Fami-



lien- (22 Personen oder 73 %) bzw. Bekanntenkreis (acht Personen oder 27 %): fünfmal werden die Großelterngeneration, elfmal die Eltern- generation, fünfmal der Ehegatte und einmal die Kinder genannt bzw. fünfmal ein Freund oder eine Freundin und je einmal der Pfarrer, die Therapeutin und die Vermieterin.

Setzt man die *Erstnennungen in bezug zu den diagnostizierten Charakterorientierungen*, dann fällt auf, dass von den insgesamt 16 autoritären LehrerInnen 13 eine Person aus dem Familienkreis genannt haben und nur drei eine Person aus dem Bekanntenkreis (Pfarrer, Vermieterin und Freund), während bei den vier Marketing-Orientierten dreimal eine Freundin bzw. ein Freund genannt wird, aber nur einmal der Ehemann.

Die *Auswertung der Begründungen*, warum die genannten Personen besonders wertgeschätzt werden, ergibt folgendes Bild: Von den insgesamt 90 möglichen Antworten stellten 66 tatsächlich Begründungen dar, weil sie Eigenschaften der betreffenden Personen kennzeichnen.

Die *Auswertung der Begründungen in Abhängigkeit von den diagnostizierten Charakterorientierungen* ergab, dass die LehrerInnen mit einem *autoritären* Charakter am bereitwilligsten Eigenschaften der geschätzten Personen nannten. Die Werte und Ideale, die dabei genannt wurden, stellen Idealisierungen dar, die keine Kritik und Nüchternheit kennen, sondern verehren und idolisieren. Sie lassen sich unterscheiden in Eigenschaften, die Stärke ausdrücken, und solche, die Opferbereitschaft signalisieren. Stärke drückt sich aus in Gefühlsstärke (04), Charakterfestigkeit (08), Stärke (09; 11; 15), Autorität (01; 02; 09); Überlebenswille (13); Perfektheit (14). Noch häufiger aber wurden Eigenschaften genannt, die Opferbereitschaft anzeigen: die Familienangehörigen werden wertgeschätzt, weil sie hilfsbereit, verständnisvoll, sorgend, selbstlos, opferwillig, liebensfähig, fürsorglich, gebend usw. sind.

Die genannten Werte und Ideale der vier *Marketing-Orientierten* unterscheiden sich klar von denen der autoritären LehrerInnen: Der Mann unter den vier Marketing-Orientierten redet sich heraus, ohne eine Begründung zu nennen. Nach längerem Überlegen und Herumre-

den kommt eine Lehrerin zu der typischen Marketing-Feststellung, dass sie eine Kollegin schätze, „weil sie freundlich und offen mit Menschen umgeht“ (17,53); eine andere nennt ihren Mann, „weil er alles das erfüllt, was ich mir von einem Partner wünsche“ (20,53); die vierte schließlich bewundert einsatzbereite und durchsetzungsfähige Menschen und „alte Männer, die viel mitgemacht haben... und lebendig geblieben sind“ (26,53).

Bei den beiden *hortenden Orientierungen* werden Menschen wertgeschätzt, die „sich ein Leben in Würde“ aufgebaut haben (03,53) und die „nichts aus der Bahn“ wirft (27,53). Eine inzesthafte Elternbindung deutet die Antwort des *nekrophilen Charakters* an, der ausschließlich seine Eltern nennt, weil sie ihn „gut auf das Leben vorbereitet haben“ und ihn „als gleichberechtigt behandelt“ haben und „immer für mich da“ sind (21,53).

Der ostdeutsche Lehrer mit einer *produktiven* Charakterorientierung nennt seine Oma, die die Kindern nach dem Krieg durchgebracht hat und „nie gejamert und immer eine optimistische Lebenseinstellung behalten“ hat, sowie seinen Sportlehrer, der „den Sport aus reiner Freude betrieben“ hat (12,53).

Von den *sechs narzisstischen LehrerInnen* haben sich einige besonders schwer getan, außer sich selbst noch jemanden wertzuschätzen. Vier Westdeutsche gaben nämlich abwehrende Antworten: „beurteile Menschen nicht nach Besonderheiten“ (25,53); „habe keine direkten Ideale“ (23,53); ich „kann und will ansonsten diese Frage nicht so beantworten“ (18,53); „will keine drei nennen“ (30,53). Werden andere wertgeschätzt, dann ist oft deutlich zu spüren, dass die betreffenden Personen Identifikationsfiguren darstellen, denen man gleichen will, oder wie Erweiterungen des eigenen Selbst erlebt werden. Eine ostdeutsche Lehrerin nennt ihren Vater als Vorbild, weil der sich aus „ziemlich engen Familienverhältnissen ziemlich hochgearbeitet hat“ und ihren Mann, weil „er sich trotz seiner schwierigen Jugend so entwickelt“ hat (10,53). Ein drittes Vorbild außer Vater und Mann gibt es aber ausdrücklich nicht. Eine andere möchte wie ihre Großmutter werden: „selbstbestimmend und neugierig“ (23,53). Ihren Vater nennt sie anschließend auch, aber den sieht sie „nicht un-



kritisch“ (23,53). Eine andere westdeutsche Lehrerin bewundert eine Freundin, „wie die ihr Leben meistert“. Freilich ist diese deshalb außer Konkurrenz, weil sie gehbehindert ist. Die verzweckende Wertschätzung des anderen bringt ein westdeutscher Lehrer unverblümt zum Ausdruck: „Leute die mich weiterbringen, sind mir am wichtigsten“ (18,53). In typisch narzisstischer Manier zur Selbstdarstellung genutzt hat eine andere westdeutsche Lehrerin die Frage, wen sie wertschätzt: Sie schätzt ihre Freundin, weil sie „immer offen und ehrlich zu mir ist“ und weil sie „auf meine (!) Hilfe zählen kann“ (30,53).

f) Worin sehen Sie den Sinn des Lebens? (Frage 54)

Mit dieser Frage sollte vor allem die Fähigkeit zu Subjektivität, Identitätserleben und Individualität ermittelt werden, an denen sich dann auch die Stärke der produktiven Orientierung erkennen lässt: Wird der Sinn des Lebens in erster Linie in einer Bezogenheit auf sich selbst oder in einer Bezogenheit auf andere gesehen? Werden Selbst- und Objektbezug als alternative Größen begriffen, wie dies für die nicht-produktiven Orientierungen kennzeichnend ist, oder werden sie als korrespondierende Größen erlebt, wie dies Kennzeichen von Produktivität ist (nur wer sich selbst lieben kann, kann den Nächsten lieben)? Bei der Auswertung der Antworten interessiert vor allem die Korrelation zwischen Antwort und Charakterorientierung, während sich keine spezifischen Signifikanzen im Ost-West-Vergleich, bei der Frage des Geschlechts, des Alters oder des Wohnorts ermitteln ließen.

Die Korrelation zwischen *Charakterorientierung* und *Sinn-Antwort* lässt sich spezifizieren zum einen nach dem Objekt der Nennung: das Ich, das Selbst, das eigene Leben und seine Attribute bzw. die anderen, die Kinder, die Familie, die Gesellschaft usw. Zum anderen können die sinnstiftenden Werte und Einstellungen, die genannt werden, auf die Charakterorientierung bezogen werden.

Bei den insgesamt 12 Antworten von dominant *autoritären LehrerInnen* in Ostdeutschland fällt die besonders häufige Nennung (insgesamt

10 mal) der Familie und der Kinder auf, die sinngleich sind. Statt den Sinn des Lebens in der Bestimmung aus sich selbst heraus zu sehen, ist die typisch autoritäre Haltung eine Fremdbestimmung, die bei LehrerInnen zumeist in einer Fürsorglichkeit auftritt: Ich möchte „meinen Kindern alle Möglichkeiten schaffen, einmal ein erfülltes Leben zu führen“ (08,54). Eine andere schmunzelt bei der Antwort: „In meinen, unseren - besser gesagt - Kindern, in meinen Schülern“ (04,54). Nur bei drei Interviews wird zusammen mit der Ausrichtung auf andere auch die Bezogenheit auf das Eigene als sinnstiftend genannt. Jedoch zeigt sich die Bezogenheit auf sich selbst hier in erster Linie als leistungsorientierte Pflichterfüllung: „Der Sinn meines Lebens besteht darin, etwas zu leisten, um selbst zufrieden zu sein“ (02,54).

Eine andere Antwort drückt nur scheinbar eine produktive Selbstliebe aus; in Wirklichkeit ist der Selbstbezug eine Pflichterfüllung den Eltern gegenüber: „Ich möchte, dass das, was meine Eltern in mich investiert haben, nicht sinnlos war“ (08,54). Den positiven Selbstbezug verbietet sich diese Lehrerin: „Also manchmal fällt es schon schwer, den (Sinn des Lebens) zu finden. Ich finde es wichtig nicht an sich selbst zu denken“ (13,54). Die Unterwerfung unter die Pflicht und die Anforderungen des Lebens bestimmt auch den Selbstbezug bei autoritären LehrerInnen aus Westdeutschland. Der Lebenssinn bestimmt sich von den „Anforderungen, die an mich gestellt werden im Leben“ (19,54).

Auch die genannten sinnstiftenden Werte sind für den autoritären Charakter typisch: die Geborgenheit, das gute Auskommen, das erfüllte Leben mit den Kindern, die familiäre Harmonie sind die eher passiven Werte, die man vom sinnerfüllten Leben erwartet, während die aktiven Werte, die als sinnstiftend genannt werden, vor allem pädagogischer Art sind: „Habe (den Sinn des Lebens) in meiner Jugend und auch noch jetzt darin gesehen, auf Menschen einzuwirken - man kann auch ‚erziehen‘ dazu sagen“ (24,54). Oder: „Man sollte eine erfolgreiche Sache machen, die einem selber und den Mitmenschen irgendwie dient“ (14,54). Ganz patriarchalisch-autoritär antwortet eine 46jährige Lehrerin aus einem ostdeutschen Dorf auf die Sinnfrage: „Meine Kinder möchte ich dazu heranzufüh-



ren, dass sie ihren Mann im Leben stehen“ (05,54).

Die beiden Lehrerinnen mit einem *hortenden Charakter* antworten ähnlich wie die autoritären und suchen Geborgenheit und Sicherheit: Der Sinn des Lebens wird darin gesehen, „dass ich es gut und positiv finde, dass es mit meiner Person stimmig ist“ (27,54). Die andere stellt sich selbst die Frage: „Was würdest du anders machen, wenn du nochmals ein Leben beginnen könntest - dann möglichst wenig ändern müssen. Meinen Kindern (Schülern) helfen, das Leben zu meistern. Vorbereiten auf das Leben - das ist Sinn meines Lebens“ (03,54).

Ganz anders als bei den autoritären und hortenden LehrerInnen fallen die Antworten der Marketing-Orientierten und der narzisstischen Charaktere aus. Die *Marketing-Orientierten* suchen den Sinn des Lebens „im Erleben, im Erleben des Augenblicks“ (16,54); für sie liegt der Sinn des Lebens „im Leben selber“ (20,54), ist er „das Leben selbst“ (26,54). Sie wollen einfach „glücklich sein“ und „den Augenblick leben“ (17,54). Diese Betonung des Lebensvollzugs selbst als Sinn des Lebens ist typisch für Menschen, deren Charakteristikum es ist, unverbundlich und ohne Bindung nur im Hier und Jetzt des aktuellen Marktgeschehens zu leben. Weder die Bezogenheit auf sich selbst noch die auf andere ist sinnstiftend. Und wenn die anderen überhaupt Erwähnung finden, dann so, dass „sie zu einem verantwortungsbewussten Menschen“ erzogen werden (20,54).

Die *narzisstischen LehrerInnen* sehen den Sinn des Lebens erwartungsgemäß vor allem in einer intensiven Bezogenheit auf sich selbst: „Den Sinn des Lebens (siehe ich darin), dass man, wenn man alt ist, sagen kann, ich habe mein Leben mir so gestaltet, wie ich es wollte, habe mir

viele Wünsche erfüllen können, in der Gesellschaft ein bisschen was ändern können, habe viel Schönes genießen dürfen“ (10,54). Der Narzissmus zeigt sich in einem spezifischen Verständnis von Selbstverwirklichung und Selbstfindung („möglichst eine positive Lebenseinstellung zu erarbeiten“ - 30,54; „einmal denke ich, dass ich wichtig bin als Individuum“ - 23,54), in autarker Selbstbestimmung und Willensstärke („dass jeder für sich sein Leben meistert... Ich bin gerne allein“ - 25,54), in der Abgrenzung vom Durchschnitt („kein Mitläufertum“ - 25,54) und in der Überwindung von Unvollkommenheiten („Unvollkommenheiten sind da, mit denen wir auf diese Welt kommen, und diese abzubauen, ist der Sinn des Lebens“- 18,54; „als Frau gleichberechtigt zu sein... Ich könnte niemals im Iran oder Irak leben“ - 28,54). - Sozialität, politisches Engagement, verantwortungsbewusste Interessiertheit am anderen kommen so gut wie nicht vor. „In der Gesellschaft ein bisschen was ändern können“ (10,54), das ist schon das äußerste.

Schließlich unterscheiden sich die Antworten der *nekrophilen* Lehrerin und des Lehrers mit einer *produktiven Gesellschafts-Charakterorientierung* in kaum zu überbietender Deutlichkeit. Die nekrophile Lehrerin kann die Sinnfrage nur destruktiv beantworten: „Das ist mir zu hoch gestochen. Das weiß ich nicht, ist mir zu abstrakt“ (21,54), während der produktive Charakter in aller Einfachheit umschreiben kann, was das Leben sinnvoll macht: auf sich und auf andere in liebender Weise bezogen zu sein: „Es klingt vielleicht jetzt ein bisschen blöd: Für andere etwas zu tun, dazusein. Es beruht aber auch auf Gegenseitigkeit, dass andere selber für einen da sind. Das ist wichtig. Man kann sagen, der Sinn besteht in der Liebe“ (12,54).